Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 5 (1919)

Anhang: Mittelschule : philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule“

1919

V. Jahrgang

Einsiedeln
Eberle & Rickenbach
1919

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zur Aargauer Kantonsschul-Reformbewegung. Von Professor Waßmer, Luzern . . . 1
Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht. Von Dr. P. J. B. Egger, Sarnen . . 4
Zum Turmbau von Babel. Von Dr. Herzog, Baldegg 9
Lingua sancta. Von A. H., Lehrer 10
François Coppée. Von Dr. phil. P. Rupert Hänni 11, 22
Die Gründe für die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit des Herrn. Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg 17
Zur Methode des Geschichtsunterrichts. Von Prof. Waßmer, Luzern 19
Kirchliche Zustände und Ereignisse während der Mediation 1803—1815. Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor 25, 36, 46
Der Monolog an die Geige im „Luthier de Crémone" von François Coppée. Von Dr. phil. P. Rupert Hänni 28
Die Kunst als Geschichtsquelle und Erziehungsfaktor. Von Martin Vögeli 31
Einige Bedenken gegen die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit des Herrn. Von Dr. P. Theodor Schwegler O. S. B., Einsiedeln 33
Bemerkungen zu dem Wort „Kanone". Von Philologus 39
Das Land Tirol und seine Sängerin. Von P. Maurus Carnot 41
Geistiges Radium. Von P. Alban Stöckli, Zug 43
Psychanalyse und Psychophysik. Von Dr. P. J. B. Egger, Rektor, Sarnen 49
Calderon als Deutschlektüre an der Oberstufe. Von Dr. P. Plazidus Hartmann, Engelberg . 54
Mittelschule und ästhetische Bildung. Von Dr. P. Magnus Künzle O. M. Cap., Stans . . 57
La lecture dans l'enseignement du français. Par le Père Dr. Christophe Favre, Stans . . 61

Zunftstube: Kurzware S. 7 — Der Name Moses 7 — Latein als Weltsprache 14 — Ein eigentümlicher Brauch 15 — Gymnasiallehrerverein: Maturitätsfrage 56.

Bücherecke 8, 15, 24, 32, 56, 64

5. Jahrgang. Nr. 1. 30. Jan. 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Zur Aargauer Kantonsschul-Reformbewegung. — Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht. — Zunftstube. — Bücherecke.

Zur Aargauer Kantonsschul-Reformbewegung.

Von Professor Waßmer, Luzern.

Die Reformbewegung, die von Abiturienten und Schülern der obern Klassen der Aargauer Kantonsschule inszeniert wurde, treibt in weiteren Kreisen immer größere Wellen. Neben dem Pamphlet des Führers der Schülerschaft (Oppenheim), der Interpellation Dr. Abts im Großen Rat und der erfolgten Antwort, sowie zahlreichen Preßstimmen nennen wir eine jüngst erschienene Broschüre des dortigen Mathematiklehrers Dr. Otti (Sauerländer, Aarau), eines Wortführers der Lehrerschaft an der Kantonsschule, der versichert, daß diese von Anfang an der Bewegung teilweise entgegenkommend sich gezeigt habe. Dr. Otti plädiert namentlich für Abkürzung der Mittelschulen speziell des Gymnasiums um einen Jahreskurs in dem Sinne, daß zur Aufnahme in die vierklassige Kantonsschule in Aarau nur die Absolvierung der dritten (nicht mehr der vierten) Klasse der Aargauischen Bezirksschulen (mit Progymnasium) erforderlich sei. Diese Abkürzung hält der Verfasser zumeist deshalb für nötig und wünschenswert, weil die Schüler von 19—20 und mehr Jahren das schulmäßige, unfreie Studium nicht mehr ertragen (!), sondern eine freie, akademische Ausbildung in dem ihnen zusagenden Berufsstudium fordern. Die um einen Jahreskurs verkürzte Studienzeit an den Mittelschulen genüge auch vollständig, um die Schüler zur notwendigen Reife zu bringen. Bisher hätten die Mittelschulen ihr Ziel bedeutend höher gesteckt, als die Hochschulen fordern und voraussetzen. Dieser Uebelstand bringe leicht andere schlimme Folgen mit sich; die jungen Akademiker glaubten oft, im ersten Jahre Vorlesungen und Studium vernachlässigen zu können, was leicht bleibend auf Abwege führe. Wenn man die Jahreskurse nicht vermindern wolle, solle man an den Mittelschulen schon mehr den individuellen Neigungen und Wünschen der Schüler Rechnung tragen, an den Universitäten aber solle zum Eintritt mehr vorausgesetzt und gefordert werden. Wie man leicht einsieht, verlangt diese Abänderung des Studienplanes eine einheitliche Reform für alle Anstalten der ganzen Schweiz, welche denn auch Dr. Otti vorschlägt. Diese Vereinheitlichung sei an sich schon wünschenswert, im Ausland wisse man von einem schweizerischen Lehrplan mit Grund nichts, es gebe eben keine einheitliche Schweizerschule. Diese einheitliche Reform sei leicht möglich ohne „Schulvogt“ und Mißtrauen.

Der Verfasser dieses Artikels hat zweimal in der „Schweizer-Schule“ für Verkürzung unserer meistens achtklassigen Mittelschulen in der katholischen Schweiz mit ihren traditionellen Lyzeen plädiert; insoweit könnte er den Vorschlag Dr. Ottis begrüßen. Aber seinen Gründen kann er in keiner Weise zustimmen. Für ihn kamen wirtschaftliche Gründe in Betracht: zu später Beginn und Abschluß der Berufsstudien, zu später Eintritt in die praktische Betätigung, zu späte Ehemöglichkeit, kurz, eine unnatürlich lange und teure Vorbereitung zu einer verhältnismäßig kurzen praktischen Wirksamkeit. Das „Selbstbestimmungsrecht“ der Schüler und gar revolutionäre Forderungen derselben: Mitspracherecht bei Lehrerwahlen, Lehr-

plan, Stoffauswahl, was alles nach Dr. Otti die Aarauer Kantonsschullehrer teilweise gewähren wollen, lehnen wir ebenso grundsätzlich ab wie die einheitliche Schablone einer eidgenössischen Schule und ihres Lehrplanes oder wie Schülerräte.

Nach unserer Denkweise muß auch die reifere studierende Jugend die zuständige Autorität und ihr erprobtes Urteil anerkennen und respektieren, in altväterischen Worten ausgedrückt: zuerst gehorchen und etwas leisten lernen, bevor sie regiert und blasiert kritisiert. In einer alten Demokratie, wo das souveräne Volk sogar berufen ist, über Erziehungsgesetze mit Schulordnung usw. abzustimmen, werden pädagogische Reformvorschläge, neue Ideen und gesunde Bestrebungen durch die Presse, Volksversammlungen wohl auch in die Ratssäle geworfen werden, so daß bei uns die Schulen schwerlich weltfremd und unberührt vom zeitgenössischen Leben und seinen Bestrebungen bleiben. Unvergleichlich mehr als in den Großstaaten der Nachbarschaft muß bei uns die Schule mit den Zeitströmungen und Volksbedürfnissen rechnen; ihr Wellenschlag macht auch nicht Halt an den Studierstuben der Lehrer in Schlafrock und Pantoffeln sowenig als vor den grünen Tischen der Erziehungsbehörden. Schon in früheren Zeiten erlebten unsere „höheren Lehranstalten" ihre öffentliche Kritik und Reformbestrebungen von Seite ehemaliger Schüler. Ich erinnere an die scharfen Angriffe des geistvollen Historikers Robert v. Glutz-Blotzheim (jung gestorben in München) gegen das alte Kollegium in Solothurn anfangs der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts, an die gleichzeitige ätzende Kritik des Philosophen Dr. Vital Troxler gegen das Klassensystem an der Lehranstalt in Luzern, an die Bewegung Hunzikers und anderer gegen den alten Prof. Rauchenstein in Aarau. Aber jene alten Reformer muten an wie ideologische Biedermeier gegenüber den heutigen pädagogischen Bolschewiki.

Im Grunde liegt zwischen unserer und jener Aargauer Erziehungsauffassung die tiefe Kluft einer andern Weltanschauung: wir glauben an eine objektive, unabänderliche Wahrheit in den Grundsätzen, dort huldigt man der subjektiven Autonomie Kants. Es ist der alte Gegensatz zwischen Sokrates-Platons Idealismus und der Sophistik des Protagoras und Gorgias. Wir verstehen es wohl, wenn der Modernist Nietzsche in Sokrates und Platon lauter Reaktion und Unfreiheit witterte.

In den alten Klosterschulen des Mittelalters konnten die Schüler einmal im Jahr, am 28. Dezember, das Szepter führen und die Lehrer mußten gehorchen. Jetzt will man ärger als in Amerika diese Methode zum System erheben. Da sind wir nicht dabei! Für uns muß die Charakterbildung wesentlich auf dem Fundament der Pflicht und des Gehorsams aufgebaut werden. Den Rechten müssen Pflichten entsprechen, das ist der richtige Idealismus, der zuerst Reife anstrebt und erst durch Lebenserfahrung abgeklärt sein kann. Das alte Wort gilt immer noch: Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit! Unbotmäßigkeit und leichtfertiger Umsturz aber ist die charakteristische Zeitkrankheit unserer Tage.

Nach unserem Urteil sollte die schulmäßige Beschäftigung mit der klassischen Literatur des Altertums und der Neuzeit, mit pragmatischer Geschichte, mit den Geheimnissen der Natur im weitesten Sinne auch Jünglinge von 18—20 Jahren noch vollauf zu fesseln vermögen. Wir halten mit voller Ueberzeugung gerade deswegen an unseren Lyzeen bei etwas verkürzten Gymnasien fest, damit an denselben eine Uebersicht der methodischen Philosophie und der Geschichte der Ideenentwicklung der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte behandelt werden kann. Darin sehen wir die Krone der grundlegenden allgemeinen Bildung, zugleich eine Vertiefung und Zusammenfassung der empirischen Kenntnisse, eine Einführung in ein philosophisches, kritisches Urteil und auch einen Schutz vor Rabulistik und Blasiertheit. An der Universität kommen die meisten Studenten sowieso nicht dazu.

Wie wir in den früheren Artikeln der „Schweizer-Schule" ausgeführt haben, kann oder muß man unter dem Gewichte des langen Berufsstudiums heute wohl die Gymnasialklassen und -Fächer in ihrem Umfang etwas reduzieren, aber man darf nicht das Ziel und die Methode, eine konzentrische gründliche Schulung des Geistes und selbständige Uebung des Könnens einschränken und namentlich nicht die Fächer des Lyzeums: Philosophie und Realien in allen Disziplinen herabsetzen. Diese erfordern ja ein reiferes Alter. Deshalb schon hätten wir Bedenken, unsere Mittelschulen durch einen einheitlichen Lehrplan reglementieren zu lassen. Wir gönnen den andern ihre Auffassung und ihre Tradition, wir bleiben bei der unsern,

bei der Philosophie ein Eckstein oder Schlußstein bleiben soll. Es ist jetzt auch nicht die Zeit der Zentralisation auf diesem Gebiete. Man hat früher an den Versammlungen des Gymnasiallehrervereins gerade diese vielgestaltige Eigenart der schweiz. Mittelschulen immer als einen reichen Vorzug unseres föderalistischen Landes gepriesen.

In einem kritischen Aufsatz über die „Aargauische Schulreform" faßt ein Einsender in der „N. Z. Z." vom 8. November die Angriffe Dr. Abts in ihren „sachlichen Aussetzungen" (abgesehen von den persönlichen Angriffen) nach drei Richtungen zusammen: „Es wird geklagt, daß im Zusammenhang mit dem viel zu stark betriebenen Fachsystem allzuviel Einzelwissen vermittelt werde, dem der innere wissenschaftliche Zusammenhang fehle, welches Gedächtnis und Nerven übermüde und zermürbe, die wahre Lernfreudigkeit und Bildungsbegeisterung untergrabe, bald wieder verschwitzt werde, ohne daß die für später nötigen Elementarbegriffe bleiben, und die Beibringung (!) einer wahren allgemeinen Bildung, die doch der Zweck der Mittelschulen sein soll, verhindere. Während Schüler, die sich später dem Studium der Medizin, der Realwissenschaften und der Technik zuwenden, eine Vorbildung erhalten, die über das Notwendige weit hinausziele und der Schule einen unechten Nimbus beigebracht habe, verlassen andere, die sich z. B. der Rechtswissenschaft (und erst der Theologie! D. V.) zuwenden, zuwenig vorgebildet die Anstalt, und allen fehle die Allgemeinbildung des Geistes und die Vorschulung fürs Leben. — Sodann vernachlässige die Schule das Erzieherische. Die Lehrer seien viel zu sehr einseitige Fachgelehrte und zu wenig eigentliche Lehrer und Erzieher. Es fehle die Ausbildung der seelischen Eigenschaften und des Charakters, die Pflege der Ideale und die Erziehung der wahren inneren Freiheit. Endlich werde die körperliche Ausbildung viel zu sehr vernachlässiget."

Ueber die körperliche Ausbildung wollen wir hier kein Wort verlieren. Ueber die Charakterbildung und über das in erster Linie Notwendige haben wir oben einige Andeutungen gemacht. Wir wollen auch ehrlich gestehen, daß wir zu wenig genau orientiert sind über die Leistungen der Aargauer Schule, um ein sicheres Urteil zu haben. Aber das muß gesagt werden, daß diese gerügten Eigenarten derselben besonders Maturanden aus dem kath. Kantonsteile, die etwa von Gymnasien der Innerschweiz kamen, um in Aarau die Reifeprüfung zu bestehen, zu kosten bekamen. Nicht daß sie etwa weniger Latein und Griechisch oder Deutsch konnten, aber der springende Punkt waren gewöhnlich die Spezialkenntnisse in den Naturwissenschaften, welche diese Fachgelehrten fragten und mit deren Behandlung in der Aarauer Schule sie jenen „unechten Nimbus" erstrebten. Unter „gebrannten Kindern" erzählte man jahrelang sonderbare Examenvorkommnisse. Dieses Gymnasium pflegte nicht so fast die allgemein nötigen Kenntnisse der Gymnasien wie sie etwa in Basel oder in Deutschland und Oesterreich und in der Innerschweiz gelernt wurden, sondern wahre Privatissima und Spezialitäten. Der Luzerner Volksschriftsteller, Pfarrer Herzog von Ballwyl, schildert in einem seiner Büchlein drollig, wie das bei ihm zu Hause eine Aufregung absetzte, wenn man im Frühsommer jeweilen junge Rinder zum ersten Mal am Wagen anspannte, sie „ziehen" lehrte, um etwa ein Heufuder über einen Bach zu führen; das ganze Personal wurde aufgeboten, und es war fast schwerer und riskierter, als wenn ein „Länderstudent" in Aarau die Maturitätsprüfung ablegen muß! So ungefähr schrieb er vor 60 Jahren. Es muß also eine altbekannte „Prüfung" gewesen sein in Aarau! Wir brauchen dabei nicht einmal andere Spezialitäten des damaligen Kulturstaates heranzuziehen. Für mehr als einen Kandidaten war's eine gefürchtete Marterei, und die Rektoren und Lehrer der katholischen Gymnasien wollten mit Recht diese Spezialitäten nicht nachahmen oder vorbereiten. Vielleicht hätten manche Aarauer Schüler in der Innerschweiz die Prüfungen auch nicht oder schlecht bestanden. Sicher hängt die Reife des Geistes, die nötig ist zum akademischen Studium, nicht von solchem angelernten „Einzelwissen" ab.

„Die Aussetzungen, die Dr. Abt an unserem Mittelschulwesen gemacht hat," schreibt der Korrespondent der „N. Z. Z." weiter, „sind sicher in vielen Punkten übertrieben, allein im großen und ganzen sind sie leider richtig, und es muß im Interesse der künftigen Generation Aufgabe der bevorstehenden Schulreform sein, sie in weitherzigem Maße zu berücksichtigen." Liegt darin nicht eine buchstäbliche Rechtfertigung der Methode unserer älteren, erprobten Anstalten und gewissermaßen eine Satisfaktion für manchen bemitleideten Kandidaten Jobses?

Bei uns hat man im allgemeinen nie nach jenem „unechten Nimbus“ gestrebt. Da man jetzt wieder eine Rückkehr zum Einfacheren und Bewährten fordert, können wir, wie so oft, hie und da eine Mode auslassen, und sind doch wieder ganz „modern“. Damit soll nicht gesagt sein, daß bei uns alles tadellos und nichts zu verbessern wäre. Aber diese neuesten Reformen machen wir nicht mit; sie sind bei uns auch nicht so dringend trotz des Zeitalters der Schülerräte!

Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht.

So lautet der Titel eines Buches von Professor Dr. Johann Sprengel, Verlag von Otto Salle, Berlin, 1917, 85 Seiten. Preis Mk. 1.80, das mir die Schriftleitung der „Mittelschule“ zur Besprechung unterbreitet.

Da es sich in dieser Schrift um eine prinzipielle Frage der Gymnasialpädagogik handelt, die auch bei uns in der Schweiz aktuell ist, wird es nicht überflüssig sein, etwas näher auf den Kernpunkt einzutreten, um den sich die etwas langatmigen Ausführungen drehen.

Es ist ein Erfahrungssatz, daß Weltanschauungsfragen sich sofort auf dem Gebiet der Pädagogik geltend machen und auswirken. Welch einen gewaltigen Einfluß hat die philosophische Lehre von J. J. Rousseau von der Unverdorbenheit der menschlichen Natur auf die Erziehungspraxis unserer Zeit ausgeübt! Warum reduziert sich der Unterricht in der Philosophie auf den akatholischen Gymnasien und Universitäten auf Logik, experimentelle Psychologie und Ethik? Warum will man von der Metaphysik, die Aristoteles die „erste Philosophie“, Kern und Stern der Philosophie nennt, nichts mehr wissen? Weil Kant das philosophische Feld beherrscht mit seiner Lehre, daß der Mensch bloß das Aeußere der Dinge zu erkennen, aber bis zum inneren Wesen derselben nicht vorzudringen vermag. Deshalb finden bloß jene philosophischen Disziplinen Gnade, die Aeußerungen der menschlichen Seele darstellen, wie die dynamische und experimentelle Psychologie und die sittlichen Handlungen. Sogar bis zum Grammatikunterricht herab können wir den Einfluß philosophischer Geistesströmungen beobachten. Die illustrierten Sprachlehren und Lesebücher, welche bildliche Vorführungen von Dingen enthalten, die das Kind täglich in natura sieht, was sind sie anderes, als ein Niederschlag des modernen Sensualismus, Empirismus und Positivismus, dazu angetan, das Kind zur Gedankenlosigkeit und Denkfaulheit zu erziehen.

Ebenso beruht das Streben weitester Kreise der Gegenwart in den Mittelschulen aller deutschsprechenden Länder, das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen mit möglichster Beschneidung oder gänzlicher Ausschaltung der alten Sprachen, auf dem sogenannten Nationalitätenprinzip, ein hohles modernes Schlagwort, das durch den Weltkrieg und den bevorstehenden Völkerfrieden, der ja auf diesem Prinzip aufgebaut werden soll, gewaltig im Kurs gestiegen ist. Pädagogische Fragen werden einseitig unter den Gesichtspunkt des Nationalen gestellt. Darum spricht man von national-pädagogischer Erziehung, national-pädagogischem Unterricht, staatsbürgerlicher Erziehung und staatsbürgerlichem Unterricht. Die Ausdrücke: Nationalpädagogische Erziehung, nationalpädagogischer Unterricht klingen übrigens für den Deutschen so unnational wie nur möglich, sie grenzen schon fast an Internationalität, indem sie sich aus drei verschiedenen Sprachen, aus dem Lateinischen (national), aus dem Griechischen (pädagogisch) und aus dem Deutschen (Erziehung, Unterricht) aufbauen, abgesehen davon. daß der Ausdruck: nationalpädagogische Erziehung eine Tautologie ist, d. h. das nämliche besagt, wie nationalerzieherische Erziehung. Allerdings sucht Sprengel diesem auszuweichen, indem er von Volk, völkisch, Volkheit und volkheitlich spricht. Allein die wissenschaftliche Terminologie unterscheidet scharf zwischen Volk und Nation. Unter Volk versteht man eine politisch geeinte Menschenmenge ohne Rücksicht auf die Stammesangehörigkeit. Unter Nation hingegen versteht man eine Volksmenge, welche eine leiblich-geistige Verwandtschaft besitzt, die sich infolge längerer geschichtlicher Entwicklung herausgebildet hat. Ein Volk kann verschiedene Sprachen sprechen, während zum Begriff Nation auch die Einheitlichkeit der Sprache gehört. Der Begriff Volk ist also weiter, als der Begriff Nation. So sprechen wir vom Schweizervolk und fassen damit

die verschiedenen Nationalitäten zusammen, aus denen die Schweiz besteht.

Eine Nation faßt und begreift sich in erster Linie durch die Sprache. Darum ist die Sprache nicht bloß als das Organ, sondern auch als die Grundlage des nationalen Bewußtseins zu betrachten. Die Folge davon ist, daß der nationale Unterricht sich in erster Linie mit der Pflege der Nationalsprache und der Nationalliteratur zu befassen hat, in unserem Falle also mit der Pflege der deutschen Sprache und Literatur. Allein das Nationale wirkt sich neben der Sprache auf hunderterlei andere Arten aus, und überdies hat jede Nation ein bestimmtes Siedlungsgebiet inne, mit dem sie seit Jahrhunderten physisch und geistig verwachsen ist. Demnach beschlägt der deutschnationale Unterricht nach Sprengel etwa folgende Bezirke: „Das deutsche Land, seine Besiedelung und Ausnutzung, Pflanzen- und Tierwelt und ihre Unterwerfung. Der vorgeschichtliche Mensch auf deutschem Boden. Vom Germanen zum Deutschen. Die deutsche Sprache und die Schrift. Volkskunde: Märchen, Sage, Religion, Brauch, Sitte; ländliche Siedelung und Bauernhaus; äußere Formen des gesellschaftlichen Lebens. Wirtschaftliche Entwickelung. Soziale Entwicklung und Stände. Rechts- und Staatsentwicklung. Handel und Kolonisation. Das Deutschtum im Auslande. Weltliche Baukunst und städtische Siedelung. Kirchliche Baukunst und bildende Kunst. Das Theater. Die deutsche Musik. Die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen." Alle diese bunten Disziplinen faßt Sprengel in der Bezeichnung Deutschkunde und Deutschwissenschaft zusammen. Mit Recht hat man bei der Unterbreitung eines so reichen, bunten Fächerkatalogs darauf verwiesen, daß es für einen einzelnen Lehrer rein unmöglich wäre, den ganzen Stoff zu bewältigen und zu vermitteln. So schreibt Reich: „Nur eine ganz geniale Veranlagung wäre imstande, Grammatik und Literatur, deutsche Bau- und Bildkunst, Kultur, Volkskunde, deutsche Philosophie, Religion und Wissenschaft, das ganze Leben der Nation seit Jahrhunderten und Jahrtausenden in sich als persönliches Erlebnis lebendig werden zu lassen und dann wieder lebenweckend wie mit Sonnengluten auszustrahlen. Das wäre das Ideal des Deutschlehrers. Aber dann müßte man eigentlich die Genialitäten der Nation auffordern, an den Schulen deutsch zu unterrichten." Die Ausrede Sprengels, daß das ein Ideal und Hochziel ist, hat wenig zu bedeuten, man kann das Ziel eben gar zu hoch stecken, wie es hier tatsächlich geschieht.

Wenn man im ersten nationalen Enthusiasmus auch etwas über das Ziel hinausschießt, so sind heutzutage, wie der Verfasser weiter ausführt, doch „alle durchdrungen von der Notwendigkeit einer wahrhaft staatsbürgerlichen oder volkheitlich begründeten Jugenderziehung". Um diesen Zweck zu erreichen haben die alten Sprachen am Gymnasium ihre bisher innegehabte Hegemonie an das Deutsche abzutreten. Das Deutsche soll von nun an im Mittelpunkt des Erziehungswerkes stehen und alle Geistesbildung soll auf diesen Mittelpunkt bezogen werden. Ja Sprengel macht die verstiegene Ansicht des Deutschtümlers Jantzen zu seiner eigenen: „Für uns, für das deutsche Volk muß fortan unser Wesen, unsere Eigenart das Maß aller Dinge, das Beste unseres Volkes, unseres Staates für jeden Volksgenossen das höchste Ideal auf dieser Welt sein."

Wie man sich überhaupt gern in Gemeinplätzen bewegt, wenn man für eine unsichere Sache kämpft, so bewegen sich auch die Ausführungen des Verfassers in den bekannten, tausendmal bereits zurückgewiesenen Einwänden, die man gegen die alten Sprachen erhebt. Anstatt seine These positiv zu begründen und zu zeigen, wie der Stoff der Deutschkunde von Prima bis Sexta, oder von Sexta bis Prima auf die einzelnen Klassen verteilt und durchgearbeitet werden soll, bewegt sich der Autor fast ausschließlich in leidenschaftlichen polemischen Erörterungen gegen den traditionellen, bewährten Unterricht im Lateinischen und Griechischen an unseren humanistischen Gymnasien, wobei er auch mit Gustav Wynecken der Ansicht ist, daß bei Festhaltung des alten Gymnasiums „sicher auch kirchenpolitische dunkle Triebe mitspielen. Latein ist die Sprache der katholischen Kirche, Griechisch war die Waffe des Protestantismus." Wenn es auch ein Zweck des humanistischen Gymnasiums wäre, neben Vermittelung einer allgemeinen Bildung, unsere Jugend zu befähigen, die Urkunden des Christentums und die Erklärer derselben in der Originalsprache zu lesen, so wäre das durchaus nicht ein antinationaler, sondern ein eminent nationaler Zweck. Denn das Christentum ist mit der deutschen Nation auf das innigste verwachsen, die deutsche Nation

ist das, was sie geworden, durch das Christentum geworden, ihre ganze Kultur ist ohne das Christentum gar nicht zu verstehen. Das Griechische findet teilweise noch Gnade, allein das Lateinische kann es dem Verfasser gar nicht. Wir haben nie eine so leidenschaftliche Polemik gegen den Lateinunterricht am Gymnasium gelesen. Wäre das Latein wirklich so ohne jeden Bildungsgehalt, wie der Verfasser nachzuweisen sucht, so hätte es jedes Anrecht auf eine Stelle im neuen nationalen Lehrplan verwirkt. Durch die verächtliche Bezeichnung der Vertreter der alten Sprachen als „Alexandriner" und „Antikische" soll wohl das Reaktionäre und Ueberholte ihres Standpunktes zum Ausdruck gebracht werden. So ist die Schrift eine rechte Kampfschrift, wie schon ihr Titel besagt.

Allein die grundsätzliche Frage wird leider nicht behandelt. Hätte der Autor sich diese ernstlich gestellt und allseitig erwogen, so hätte er zu einem ganz andern Resultate gelangen müssen. Gerade ein deutscher Nationaldichter hat den Ausspruch getan: „Im engen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken." Wenn also die Jugend bloß in der nationalen Umwelt unterrichtet und auferzogen wird, so heißt das die Jugend zur nationalen Einseitigkeit und Verknöcherung, zum Chauvinismus erziehen, und zwar nicht zum Nutzen, sondern zum unberechenbaren Schaden der Jugend selbst. Die Wissenschaft ist nicht etwas national Abgeschlossenes, sondern etwas Internationales, oder besser gesagt, Uebernationales. Wenn man von einer deutschen Nationalliteratur spricht, so ist diese Bezeichnung nicht unbedingt richtig. Denn die großen deutschen Dichter sowohl des Mittelalters als besonders die Klassiker der zweiten Blüteperiode haben nicht bloß ihre Stoffe, sondern auch vielfach ihre Technik fremden Völkern entlehnt. Lessing, Schiller, Göthe und Grillparzer sind ohne die Griechen nicht zu verstehen. Schillers Braut von Messina, Göthes Iphigenie, Grillparzers Medea sind nicht bloß formell, sondern zum Teil auch materiell den Griechen abgelauscht. In seinem Wallenstein hat Schiller die analytische Methode des Sophokles mit der synthetischen Shakespeares verbunden. Ein humanistisch Gebildeter liest die deutschen Klassiker mit ganz anderem Auge als ein einseitig germanistisch Geschulter. Unter den Vertretern deutscher Wissenschaft wird natürlich auch Kant genannt. Allein Kant ist viel weniger selbständiger deutscher Denker, als es auf den ersten Anblick erscheint. Nicht nur wird sein philosophischer Jargon von den alten Sprachen gespeist, sondern er hat auch bei den Engländern und namentlich beim Franzosen J. J. Rousseau starke Anleihen gemacht. Mit der Sprache und Literatur eines Volkes nimmt der Mensch gewissermaßen die Seele des Volkes in sich auf. Und je mehr Sprachen und Literaturen er beherrscht, alte und neue, desto reicher wird sein Geist, desto weiter wird sein Horizont, desto unbefangener und unparteiischer wird sein Urteil: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken."

Virchow, einer der Nationalsten der Deutschnationalen hat in seiner Barmener Rede 1872 den ganz richtigen Ausspruch getan: „Wie die einzelnen sich unterordnen müssen den höheren Ansprüchen der Nation, so muß auch diese selbst sich unterordnen den höheren Ansprüchen der Menschheit, die Nationalität der Humanität." Nicht auf Isolierung und Einkapselung, sondern auf Vergesellschaftung, auf wechselseitige Durchdringung ist die menschliche Natur veranlagt. Wie jeder einzelne Mensch, so hat auch jede einzelne Nation ihre Licht- und Schattenseiten, und wie die einzelnen Menschen sich gegenseitig ergänzen und der eine die Mängel des andern durch seine Vorzüge ausgleicht, so sind auch die Nationen da, um sich gegenseitig zu ergänzen und zu unterstützen. So oft ein Volk sich national abgeschlossen hat, ist es nicht vorwärts, sondern rückwärts geschritten. Physische und geistige Durchdringung sind die mächtigsten Hebel des Fortschrittes der Nationen. Man denke nur an das griechische Volk, das seinen Geist und sein Blut durch beständigen Kontakt mit andern Völkern auffrischte, oder an die weltbeherrschende britische Nation, die nicht nur antike Kulturelemente in sich aufgenommen, sondern in Verbindung mit romanischem und germanischem Blut sich physisch und geistig bereichert hat. Das Christentum baut auf der Natur des Menschen auf und ist ganz auf den Gedanken gestimmt: „Nicht Nationalität, sondern Humanität." Sein Ideal ist eine Einigung und Vereinigung der Menschen untereinander, so innig und fest, daß sie in der Einheit des ewigen Sohnes mit dem Vater ihr Vorbild hat.

Das sind prinzipielle Erwägungen,

welche die Sache viel mehr klären als das Massendetail, das der Verfasser zur Sache beibringt. Damit verhalten wir uns jedoch durchaus nicht ablehnend gegen den Gedanken, daß beim Unterricht das Nationale gebührend zu berücksichtigen ist. Diesem Zwecke können die alten Sprachen ebenso dienen wie der Deutschunterricht. Es heißt aber das Nationale unvernünftig *überspannen*, wenn Sprengel sagt: „Ein allgemeines edles Menschentum *neben* dem Deutschtum gibt es überhaupt nicht, sondern überall nur völkisch geprägte Menschenart. Wenn Wilamowitz sagt, daß unsere deutschen Kinder zu Menschen erst erzogen werden müssen, so bedeutet das für uns Deutsche vernünftigerweise, daß sie zu guten Deutschen erzogen werden, und nichts anderes." Daß bei einer solchen grundsätzlichen, einseitig nationalen Stellung die Konzessionen, welche der Verfasser den Fremdsprachen macht, illusorisch sind, braucht nicht weiter gesagt zu werden.

Zur Frage selbst ist zu sagen, daß an jedem deutschen Gymnasium das Deutsche so wie so den Mittelpunkt des Unterrichtes bildet, obwohl es nicht mit der höchsten Stundenzahl bedacht ist. Denn der Unterricht wird ja in allen Fächern deutsch erteilt, und jeder Lehrer, vom Religions- und Geschichtslehrer bis zum Philosophie- und Physiklehrer dringen auf korrekten deutschen Ausdruck beim Aufsagen der Schüler. Sprengel allerdings findet diese selbstverständliche Behauptung „unendlich komisch" und wendet dagegen ein, daß die Fachlehrer keine „Germanisten" sind. Das wäre dann allerdings „komisch", wenn jeder Mensch, um das Deutsche richtig und korrekt sprechen und lehren zu können, Germanist sein müßte. Luther, den Sprengel wiederholt als Schöpfer der deutschen Sprache anführt, war kein Germanist, sondern Theolog. Und sind unsere großen Dichter und Prosaiker, die wir als Klassiker bezeichnen, etwa Germanisten im landläufigen Sinne des Wortes? Da wäre die deutsche Literatur und Kunst wahrhaft schlecht bestellt, wenn sie auf die archäologischen und philologischen Mikrologien der Germanisten angewiesen wäre. Wir wenigstens müssen gestehen, daß wir in den Griechisch- und Lateinstunden, wo wir nicht bloß übersetzen, sondern auch selbständig den Inhalt des Gelesenen angeben mußten, für die korrekte und fertige Handhabung der Muttersprache mehr profitiert haben als durch die Lektüre deutscher Klassiker. Das war unterhaltlicher, aber lehrreicher war das andere. Wir schließen mit den Worten des größten deutschen Nationaldichters Göthe: „Es ist zu wünschen, daß die klassische Literatur die Grundlage aller höheren Bildung bleibe."

Dr. P. F. B. Egger O. S. B., Sarnen.

Zunftstube.

Gottes reichsten Segen für das begonnene Jahr allen verehrten Mitarbeitern und Lesern. Mögen die einen auch fürderhin in altbewährter Treue uns ihre Feder zur Verfügung stellen, die andern den wirklichen und vermeintlichen Mängeln unseres Blättchens gegenüber weitgehende Nachsicht üben! B. E.

Kurzware soll die Losung unserer Mitarbeiter für die Zukunft sein. Die Verhältnisse zwingen uns, die einzelnen Nummern auf 8 Seiten zu beschränken. Da wird es zur glatten Unmöglichkeit etwas Abwechslung zu bieten und das ermüdende „Bandwurmsystem" zu vermeiden, wenn die Artikelschreiber sich nicht tunlichster Kürze befleißen. Umfassende Themen sind dadurch nicht ausgeschaltet, nur soll ihr Ideenkomplex in kleinere Artikel zerlegt werden. Besonders erwünscht sind uns Arbeiten *methodischer* Natur. Es hält im allgemeinen schwer, den Mittelschullehrer zu einer Aussprache über seine Lehrmethode zu veranlassen. Die Furcht vor einer allfälligen Kritik der Kollegen scheint hier im Spiele zu sein. Und doch sind wir überzeugt, daß gerade der Mittelschullehrer für solche Winke besonders dankbar ist, weil ihm die Universität nach dieser praktischen Richtung bei weitem nicht das geboten hat, was das Seminar dem Volksschullehrer in den Beruf mitgibt. B. E.

Der Name Moses. Als man zu Anfang der orientalischen Studien den Namen Moses aus dem Aegyptischen zu deuten suchte, stieß man bald auf Schwierigkeiten, und als man (Döller, Bibl. Zeitschr. III. 151) erklärte, Moses heiße nur Sohn, ägypt. Mose (ein Wort, das als Name sehr häufig vorkommt, zwar meist mit einem Gottesnamen verbunden) galt das vielen als eine Neuerung. Aber mir scheint, der Verfasser des dritten Sibyllinenbuches (es war doch

wohl ein alexandrinischer Jude) habe das schon gewußt. Er sagt: „Moses, welchen die Königin vom Sumpfe, wo sie ihn fand, zu sich nahm und, indem sie ihn groß zog, Sohn nannte — —.“ Dr. Herzog.

Bücherecke.

P. Anton David S. J., Präfektenbuch. Darlegungen für Präfekten in katholischen Erziehungshäusern und für alle, die mit der Jugenderziehung zu tun haben. Regensburg, Pustet 1918. Preis Fr. 6.90.

Ein wirklich nützliches Buch! Doppelt nützlich, weil es nicht bloß Winke gibt, wie die Jugend zu erziehen sei, sondern ebenso sehr, wie der Erzieher selber beständig an der eigenen Erziehung zu arbeiten hat. Eine vierzigjährige Praxis befähigt den Verfasser in hohem Grade, über das Thema der Erziehung zu sprechen, und eine nur durch Praxis zu erwerbende Sicherheit und Allseitigkeit zeichnet in der Tat das Buch aus. — Davids Erziehungsmethode ist selbstverständlich nicht die moderne, die das Kind zu erziehen meint, indem sie vor ihm auf den Knieen rutscht. Ihm ist Erziehung vielmehr die tief ihm Christentum wurzelnde Kunst, „den jungen Leuten beizubringen, ihre Triebe zu beherrschen und zu zügeln“, und zwar auf dem Wege des Gehorsams, der Arbeit und des Gebetes, im Rahmen einer bestimmten, genauen Tagesordnung. Zu sorgen, daß der Zögling diese Mittel benutzt, nicht bloß weil er muß, sondern weil er auch selber will; daß er sogar gerne und freudig an seiner Erziehung mitarbeitet und sich dabei wohl fühlt trotz der an ihn gestellten strammen Anforderungen: darin erblickt der Verfasser und mit ihm jeder katholische Erzieher die Aufgabe des Präfekten. Was der Verfasser nun sagt über die notwendigen Eigenschaften und die natürlichen Verschiedenheiten der Präfekten, über die verschiedenen Klassen von Zöglingen und über alle die wichtigsten, in der Amtsführung eines Präfekten auftauchenden Fragen, das enthält eine Fülle der vortrefflichsten Belehrungen und Winke, die weit entfernt von trockener Bücherweisheit, aus dem Reichtum persönlicher Beobachtungen und Erfahrungen hervorgeholt sind. Die Lektüre wirkt umso anregender, da auch in der Ausdrucksweise nichts Gesuchtes, Geschraubtes zu finden ist, sondern ein einfacher, frischer, von goldenem Humor durchwobener Ton herrscht. Packende Bilder und Vergleiche und kurze Erlebnisse verleihen den Darlegungen besonderen Reiz.

Vermißt habe ich im Abschnitt über die Strafe eine Besprechung der Strafarten. Der Verfasser handelt sehr ausführlich über das Erziehliche der Strafe; weist ihr zwar in der Reihe der Erziehungsmittel mit Recht die letzte Stelle an und warnt besonders davor, ihr den Charakter der Polizeiweisheit zu geben, aber er ist auch der Ueberzeugung, daß ein Präfekt ohne Strafen nicht durchkommen könne. Ueber das Wie aber der Strafe geht er auffälligerweise mit einigen kurzen Bemerkungen hinweg. Und doch weiß jeder Erzieher, wie schwer oft die Auswahl der Strafmittel ist, sollen sie wirklich heilsamen Erfolg haben. Die Aufstellung einer Schablone wäre gewiß verfehlt, aber von der Erfahrung eines P. David ließen sich einige spezielle praktische Winke erwarten. Auch eine Aussprache über die so viel umstrittenen körperlichen Strafen dürfte in einem Buch wie dem vorliegenden nicht wohl zu umgehen sein.

Umsonst habe ich auch nach einem Kapitel über die religiösen Uebungen gesucht. Daß P. David nur auf Grundlage der Religion erzogen wissen will, ist klar und aus jeder Seite des Buches ersichtlich. Aber welche religiöse Uebungen gehören in Besonderheit zu den Erziehungsmitteln und wie sind sie auf diesen Zweck hinzuordnen? darüber erfahren wir nichts. Wer aber bedenkt, wie gerne einerseits den katholischen Instituten eine Ueberbürdung der jungen Leute mit religiösen Uebungen vorgeworfen wird und wie leicht anderseits tatsächlich durch Zuviel wie durch Zuwenig gefehlt wird, der kann das Fehlen dieses Kapitels nur bedauern.

Bei einer Neuauflage des Buches dürften die allzuhäufigen, zum Teil fast wörtlichen Wiederholungen füglich etwas eingeschränkt werden. Ganz zu vermeiden sind sie bei einem solchen Stoff nicht, bei der P. David eigenen Darstellung schon gar nicht.

Das sind nebensächliche Aussetzungen, die aber den Wert des Gebotenen nicht schmälern können. Dieses Präfektenbuch verdient die wärmste Empfehlung. Präfekten wie Professoren und nicht zuletzt die Eltern müssen dem Verfasser für seine wertvolle Unterstützung ihres Erziehungswerkes aufrichtig dankbar sein.

P. Leonard Hugener O. S. B.

5. Jahrgang. Nr. 2. 27. März 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Zum Turmbau von Babel. — Lingua sancta. — François Coppée. — Zunftstube. — Bücherecke.

Zum Turmbau von Babel.

Von Dr. Herzog, Baldegg.

Kaulen macht mit Recht auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen den im hebräischen Texte gebrauchten Wörtern für Sprache besteht: Schafah und Dabar. Jenes heißt „Sprachgeist“, sagt er, dieses „Wort“. Genauer: Schafah (Lippe) = Sinn, Absicht, Gesinnung einer Rede; Dabar = Wort im physiologischen Sinne. Im Deutschen spricht man von einer stolzen Rede, einer übermütigen Sprache, wobei man nicht an die Grammatik denkt, sondern an die Gesinnung des Redenden. Dann haben wir das Wort „sprechen“ im allgemeinen und verstehen darunter den physischen Vorgang, wodurch die Laute hervorgebracht werden, die dazu dienen, unsere Gedanken damit zu offenbaren = sagen. Ersteres ist hebr. Schafah, letzteres Dabar. Daneben kennt der Hebräer noch das gebräuchliche Wort für Sprache im Sinne der Sprachverschiedenheit, hebräische, deutsche, englische Sprache: Laschon.

Es ist nun merkwürdig, daß im Turmbauberichte dieses gewöhnliche Wort für Sprache nicht vorkommt, sondern nur Schafah und Dabar. So lautet nun der erste Vers:

Es war im Lande nur eine „Meinung“ und dasselbe „Gerede“ — nämlich eine Stadt und einen Turm zu bauen. Aber da kam Gott und verwirrte ihre „Meinung“. Von einer Verwirrung der Worte im physikalischen Sinne, so daß verschiedene „Sprachen“ (Leschonoth) entstanden, sagt der Text nichts.

Das ist sicher auch die Meinung jenes Juden gewesen, der das dritte Buch der Sibyllinen kompillierte, wenn er schreibt:

„Alsbald legte der Unsterbliche den Winden mächtigen Zwang auf und da warfen die Stürme den mächtigen Turm von hoch hinab und erregten den Sterblichen Streit gegeneinander. Darum gaben die Menschen der Stadt den Namen Babel.“ (Buch III. 101—104.)

Der Jude gibt also eine autentische Uebersetzung für: „Verwirrung der Schafah“ für den hier vorliegenden Fall, indem er gerade „Streit“ einsetzt. Erst nachher läßt er die Zungen sich in verschiedene Sprachen teilen.

Die Zukunft habet ihr, ihr habt das Vaterland,
Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand.
Was ihr dem lockern Grund einpflanzt, wird Wurzel schlagen;
Was ihr dem zarten Zweig einimpft, wird Früchte tragen.
Bedenkt, daß sie zum Heil der Welt das werden sollen,
Was wir geworden nicht und haben werden wollen. Rückert.

Lingua sancta.

Von A. H., Lehrer.

Mit Intereſſe haben wir in der vorletzten Nummer der „Mittelſchule“ den Artikel: „Einführung in die Kirchenſprache an höheren Mädchenſchulen“ geleſen. Und manch ein Lehrer der Volksſchule wird ſich geſagt haben: Auch uns iſt es als Seminariſten einſt ergangen wie den Zöglingen jener Töchterſchule. Man hatte auch im Seminar leider keine Zeit, uns in das tiefere Verſtändnis der herrlichen Sprache der heiligen Kirche einzuführen. Die kurze Studienzeit und der vollgepfropfte Stundenplan waren ſchuld daran.

Nun, Lateinunterricht haben wir keinen genoſſen; aber wir haben ja eine Tochterſprache der lateiniſchen gelernt. Kann uns deren Kenntnis denn nicht auch das Verſtändnis der Kirchenſprache erleichtern?

Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonæ voluntatis. Laudamus te. Benedicimus te. Adoramus te. Glorificamus te. Gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam. Domine Deus, Rex coelestis, Deus Pater omnipotens.

Gloire à Dieu au plus haut des cieux, et paix sur la terre aux hommes de bonne volonté. Nous vous louons. Nous vous benissons. Nous vous adorons. Nous vous glorifions. Nous vous rendons grâces à cause de votre gloire infinie. Seigneur notre Dieu, Roi du ciel, Dieu le Père toutpuissant.

Aus der Karfreitags-Liturgie:

Popule meus, quid feci tibi? Aut in quo contristavi te? Responde mihi. Quia eduxi te de terra Aegypti, parasti crucem Salvatori tuo.

Quia eduxi te per desertum quadraginta annis, et manna cibavi te, et introduxi te in terram satis bonam, parasti crucem Salvatori tuo.

Mon peuple, que t'ai-je fait? en quoi t'ai-je contristé? réponds-moi. Quoi! parce que je t'ai tiré de l'Egypte, tu as préparé une croix à ton Sauveur.

Parce que je t'ai conduit à travers le désert pendant quarante ans et que je t'ai nourri de la manne, et que je t'ai fait entrer dans une terre fertile, tu as préparé une croix à ton Sauveur.

Die Pfingſt-Sequenz:

Veni, sancte Spiritus,
Et emitte cœlitus
Lucis tuae radium.
Veni, Pater pauperum;
Veni, dator munerum;
Veni, lumen cordium,
Consolator optime,
Dulcis hospes animæ,
Dulce refrigerium.

Venez, ô Saint-Esprit, et envoyez-nous du ciel un rayon de vos lumières.

Venez, ô Père des pauvres; venez, ô dispensateur des grâces, venez, ô lumière des cœurs.

Venez, consolateur plein de bonté, hôte aimable de nos âmes et leur agréable rafraichissement.

Ich frage: Könnte uns ein Meßbuch, das neben dem lateiniſchen Wortlaut die franzöſiſche Ueberſetzung enthält, nicht ebenſo gut, oder gar noch beſſer die Denk- und Sprechweiſe der Kirche nahe bringen, als das lateiniſch-deutſche Meßbuch es tut? Dem, der mir zuſtimmt, möchte ich beſonders ein kleines, handliches Gebetbuch empfehlen, das bei Benziger erſcheint: Nouveau Paroissien romain contenant les Offices des dimanches et des fêtes de l'année en latin et en français, approuvé par Mgr. Caspard Mermillod, évêque de Lausanne et Genève.

Aus der Approbation:

«L'exactitude du texte et de la traduction le rend propre à soutenir la piété et à faciliter la dévotion, en donnant aux fidèles un excellent moyen de s'unir à la liturgie de la sainte Eglise.»

François Coppée.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni.

François Coppée zählt zu den beliebtesten und populärsten Schriftstellern des modernen Frankreich. Diese Popularität hat wohl zum großen Teil darin ihren Grund, daß dem Dichter „des Lebens harte Faust schon früh in die zarten Kinderlocken griff", daß selbsterlebtes Leid und selbstgefühlte Not ihn befähigte, sich liebevoll in das Los der „kleinen Leute" zu vertiefen und es in meisterhaft psychologischer Analyse und sprachlich vollendeter Form zur Darstellung zu bringen.

Coppée, der sich selbst „ein blasses Kind des alten Paris" nennt, wurde am 12. Januar 1842 als einziger Sohn armer Eltern geboren. Ueber seinen Vater, der ein bescheidener Beamter im Kriegsministerium war, seine Mutter und seine häuslichen Verhältnisse geben uns folgende anmutige Verse des Dichters Aufschluß.

„Der Mann war einfach, brav und gottesfürchtig,
gut wie ein Heil'ger, kindlich wie ein Dichter,
gar arm, doch schlug ihm fröhlich stets das Herz.
Er saß am dunkeln Schreibtisch bei der Arbeit
den langen Tag und glaubte sich belohnt,
wenn dann die kleine Hand des einzigen Sohnes
in seiner lag, des Vaters Herz erwärmend.
Er ging mit mir hieher, wo's einsam war.
— — — und dann nach Haus zurück,
wenn erst der Mond emporgestiegen war.
Zum fünften Stockwerk langsam ging's hinauf,
ich grüßte froh die Mutter mit drei Schwestern,
sie nähten fleißig bei der Kerze Licht. — —
Wenn jetzt einmal der Mut mir sinken will,
wenn Ueberdruß mich packt, dann wandl' ich wieder
ins stille Viertel, abends, ganz allein,
wohin vor Jahren mich der Vater führte,
und der Erinnerung Zauber bringt mir Heil.
Ich sage mir, was er tat pflichtbewußt,
der Wackre, stolz und arm, wieviel Geduld
wieviel Entsagung er, ein frommer Christ,
bedurft, uns täglich unser Brot zu schaffen,
der nichts sich gönnte, der doch nie geklagt.
Dann trag ich den Verdruß, der mich beschlich;
vor meinem Mund, mir selber zum Erstaunen,
strömt das Gebet, das er als Kind mich lehrte,
ich seh ihn — noch nicht alt, allein gebückt,
wenn er an seiner Hand die Kinder führte —
dann kehrt zurück mir Liebe, Hoffnung, Glaube."

(Schwabe.)

François war zeitlebens schwächlich und leidend. Er sollte studieren, aber es fehlte ihm an Fleiß und Ausdauer. Sein Name figuriert nirgends im Programm einer Preisverteilung. Schon in der dritten Lateinklasse gab er das Studium auf, und der spätere Akademiker, der mit 41 Jahren glorreich den „Pont des Arts" passierte, welcher zum Institut der 40 Unsterblichen führt, besitzt, wie einer seiner Biographen launisch bemerkt, kein Diplom, das ihm bezeugte, daß er mit gleichem Erfolge „a passé le pont aux ânes". Dafür aber las er eine große Anzahl von Büchern in der Bibliothek Ste. Geneviève und suchte mit einem wahren Heißhunger nach Bildung die frühern Lücken seines Wissens auszufüllen, denn er war der Ansicht, daß „dans toute intelligence, même dans celle d'un artiste, le travail doit être le frère du rève". (Rede vom 5. August 1885.)

Im Jahre 1862 erhielt er eine Stelle im Kriegsministerium, zunächst zwei Jahre lang als „expéditionaire surnuméraire sans traitement", dann als „commis à la guerre" mit täglich sieben „Gefängnisstunden". In einer oder zwei tut er seine Arbeit und in den übrigen „gähnen, an den Nägeln kauen, über die Chefs Uebles reden, zum Frühstück einen Apfel im Ofenrohr braten, die Zeitung lesen, bis dahin, wo es heißt: Verantwortlicher Redakteur"... (Prose 4, 22). Das Einkommen war äußerst bescheiden. Die Familie, für die er nun zu sorgen hatte, mußte nach dem Montmartre ziehen, den er ob der Trennung von der ihm liebgewordenen Bibliothek Ste. Geneviève und dem Luxemburg-Garten seinen „mons martyris" nennt. Tagsüber arbeitet er für die Familie, des Nachts dichtet er. Da tritt für den 21jährigen Coppée ein Ereignis ein, das auf sein Geschick einen entscheidenden Einfluß ausübt. Er macht die Bekanntschaft mit Catulle Mendès, dem Herausgeber der Zeitschrift „Le Parnasse contemporain", der von Coppées dichterischen Versuchen gehört hatte. Er ladet letzteren ein zu sich zu kommen und alles mitzubringen, was er an poetischen Versuchen daheim hat. Es waren 6000 Verse. Als Mendès sie gelesen, rief er aus: „All das ist abscheulich. Sie sind wunderbar begabt, aber Sie verstehen nicht das ABC der Dichtkunst." „Lehren Sie mich es" erwiderte Coppée, nahm seine 6000 Verse und warf sie mutig ins Feuer. Durch Mendès kam er in Verbindung mit einer Anzahl strebsamer junger Dichter, die sich um diesen gesammelt und eine literarische Vereinigung unter dem

Namen „Cénacle“ gegründet hatten. Unter dem Einflusse dieses Kreises gab Coppée seine erste Gedichtsammlung unter dem Titel: „Reliquaire“ heraus. Sie fand ob ihres etwas sentimental und pessimistisch angehauchten Charakters wenig Anklang. In ihr finden wir das Bekenntnis, daß sein Herz ohne Hoffnung und ohne Glauben sei. Auch die zwei folgenden Werke: „Intimités“ und „Poèmes modernes“ blieben vom Publikum ziemlich unbeachtet. Da trat im Jahre 1869 ein Ereignis ein, das Coppées Ruf dauernd begründen sollte. Am 14. Januar wurde das einaktige Drama: „Le Passant“ im Odéontheater aufgeführt und hatte einen durchschlagenden Erfolg. Die Handlung ist kurz folgende: In sternenheller Nacht kommt Zanetto, ein fahrender Sänger zur Villa der Florentiner Kurtisane Silvia in dem Augenblicke, wo sie auf die Terasse hinaustritt. Von ihrer Schönheit geblendet, sinkt ihr der Jüngling zu Füßen und fleht um ihre Liebe. Sie sieht den Traum ihrer Seele erfüllt, eine wahre, aufrichtige Zuneigung bietet sich ihr dar, ein keusches, unverdorbenes Herz . . . welch ein Glück, welch ein Entzücken! Aber nach schwerem Kampfe besiegt sie sich selbst, sie schont des holden Jünglings Unschuld und gibt ihn frei. Wie ein frischer Tautropfen die Lippen eines Fieberkranken, so erquickte die Ursprünglichkeit und Natürlichkeit dieser kleinen Dichtung die übersättigten Gemüter des Kaiserreiches, zumal da sie zwei der vollendetsten Darstellerinnen fand, Fräulein Agar, die der Gestalt der Silvia eine düstere Schönheit verlieh, und Sarah Bernhardt, mit der goldenen Stimme, die damals schon, am Beginn ihrer Laufbahn, gern Jünglingsrollen spielte und in Zanetto des Dichters Traum von Jugend und Liebe verkörperte. Die Wirkung war unbeschreiblich. Das ganze Odéon schien an jenem 14. Januar 1869 wie berauscht, man klatschte Beifall, schrie und tobte, Damen und Herren weinten. Dem Dichter selbst kam dieser Erfolg ganz unerwartet und die Erinnerung an ihn blieb ihm unvergeßlich, war er doch die erste sichtbare Belohnung seines Ringens. 27 Jahre alt sah er plötzlich das Ideal jedes Dichterherzens verwirklicht: eine begeisterte, ihm zujubelnde Menge. (E. Burger in „Flüchtige Erzählungen von F. Coppée“ S. 7.)

Dieser glänzende Erfolg verschaffte ihm auch die Gunst der kunstsinnigen Prinzessin Mathilde, die ihn nun zu ihren literarischen Mittwochabenden einlud, wo er die Bekanntschaft mit den bedeutendsten Schriftstellern seiner Zeit machte. Besonders war es Gustave Flaubert, der großen Einfluß auf ihn gewann. Auch die finanzielle Lage des Dichters besserte sich, indem ihm die Prinzessin die Stelle eines Bibliothekars des Senates verschaffte. Die großen Aufregungen der nächsten Zeit und eine Lungenentzündung nötigten ihn zu einem längern Aufenthalte in einem Badeorte in den Pyrenäen. Dann brach der deutsch-französische Krieg aus. Coppée nahm selbst als Soldat daran teil. Im April 1871 erschien ein Gedicht: „Plus de sang“, das großen Eindruck machte.

Ein Ereignis von tief eingreifender Wirkung für den Dichter war der Tod seiner Mutter. Sie hatte zuerst das Talent ihres Sohnes erkannt, und ihr liebes Bild schwebte ihm stets vor Augen. Einen guten Teil seines Schaffens verdankte er ihrem Einflusse. In spätern Jahren, als ihm schon die grauen Haare an den Schläfen zum Vorschein kamen, bemerkte er noch, es sei seine feste Ueberzeugung, daß ihm nur durch das Heranwachsen unter einer solchen Mutter, in welcher Willensstärke und Tiefe des Gemütes in seltenem Maße zusammenwohnten, die Blüte der Empfindung im Herzen und in der Phantasie aufgegangen sei. „Der Mutter verdanke ich es, daß ich Dichter geworden bin“.

Das Jahr 1884 brachte Coppée die wohlverdiente Ehrung, indem er am 21. Februar in die Französische Akademie gewählt wurde, und zwar mit 24 gegen 8 Stimmen. Gegen Ende des Jahres 1894 wurde er sogar deren Kanzler.

Es würde uns hier zu weit führen, alle Werke seiner Muse aufzuzählen. Von besonderer Bedeutung sind, außer den bereits genannten: die Gedichtsammlung „Les Humbles“, Récits et Elégies“, „Contes en vers“ et „Poésies diverses“, „Contes en prose“ (deutsch: „Geschichten in Prosa“ von Burger) „Severo Torelli“, das reifste Drama des Dichters, das im Odéontheater aufgeführt ward und im Théatre Français seine Zugkraft bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Unter den 24 Werken dramatischen Inhaltes fand auch besonders der Einakter „Le Luthier de Crémone“ stets Anklang beim Publikum. Ferner sind erwähnenswert: „Contes rapides“ (deutsch: „Flüchtige Erzählungen“ Dresden 1892), endlich sein letztes und meistgelesenes Werk,

sein religiöses Testament: „La bonne souffrance".

Coppée blieb Junggeselle und lebte durch mehr als 20 Jahre mit seiner Schwester in einer eleganten Behausung unweit der bescheidenen Wohnung, die er einst als armer Schriftsteller innegehabt hatte. Hier sammelten sich, besonders Sonntags, seine Freunde, Schriftsteller und Künstler und andere Bewunderer seiner Muse um ihn. Auch einige Damen verkehrten in diesem Kreise voll herzlicher Gemütlichkeit und erheiterten des Dichters Lebensabend, der durch mancherlei Leiden getrübt, aber doch wieder durch die Religion verklärt war. Er starb am 23. Mai 1908.

Suchen wir neben diesem mehr äußern Rahmen einige Züge im Bilde Coppées festzuhalten und ihn als Mensch und Künstler etwas näher zu betrachten.

Von seiner äußern Erscheinung und seinem Benehmen entwarf Theodor Schwabe 1908 folgendes Bild: Vor etwa zehn Jahren habe ich François Coppée gesehen, als er im Kleinen Seminar von Beauvais unweit Paris einen Vortrag hielt. Ein mageres, bleiches, glatt rasiertes, gealtertes Gesicht, hochaufgekämmte Haare, ein umgeschlagener Hemdkragen mit dicker, auf die Brust herabgehender Kravatte, am Finger ein leuchtender Diamant, elegante, fast überelegante Kleidung -- so ist mir das Aeußere des damals nicht ganz Sechzigjährigen in Erinnerung geblieben. Im Causeurton sprach er schmerzlich lächelnd über seine und seines Vaterlandes Rückkehr zum Christentum nicht gerade mit viel Pathos und Lyrik, aber herzlich, wie einer der viel hat erdulden müssen. Hatte ihn doch schon damals das Zungenübel ergriffen, das schließlich unheilvoll ausartend ihm am 23. Mai dieses Jahres den Tod brachte und damals bereits mehrere Operationen erfordert hatte. Immerhin — seine Verve war noch die alte geblieben, und so horchten die Zöglinge begierig auf das Mitglied der französischen Akademie, einen der Vierzig Unsterblichen, auf den beliebten Dichter, von dem sie freilich aus bestimmten Gründen nur ausgewählte Werke und das eben erschienene „La bonne souffrance" lesen durften . . . Als wir im Hofe waren, erklärte er mir, während er mit großer Geschwindigkeit sich eine Cigarette drehte, daß er keinen deutschen Satz verstehe, früher habe man bei ihnen wenig Deutsch gelernt, schon wegen 1870 . . .

Ueber die Art seines Schaffens meldet ein Artikel des „Temps" (20. Aug. 1894) folgendes: Er dichtet meist beim Spazierengehen und schreibt die Verse, deren er durchschnittlich 60 an einem Tage liefert, erst nieder, wenn sie in seinem Kopfe vollständig fertig und überdacht sind, wobei er aber dennoch viel verbessert und öfter in den niedergeschriebenen Blättern ausradiert. Seine Handschrift ist schön und regelmäßig. Er arbeitet mehr am Nachmittag als des Morgens, mehr im Sommer als im Winter. Er feilt seine Verse sehr sorgfältig und macht sich lustig über die Erzählung, daß Lamartine seine Méditations, wie Walter Scott manches Werk bei Spazierritten und auf dem Sattelknopfe niedergeschrieben habe.

Wie Coppée sich zu seinen Büchern und zum Publikum stellte, sagt er im Vorwort zu seinem Werke „Cahier rouge": „An das Schicksal unseres Büchleins in der Oeffentlichkeit denken wir nicht einmal. Nach unserer Ansicht hat der Dichter sich nicht mehr mit dem zu beschäftigen, was er vollendet hat, sondern mit dem, was er zu tun gedenkt. Der Vollkommenheit und nicht dem Erfolg entgegen träumt er, und wenn wir einmal ein Buch dem Drucke übergeben haben, kümmern wir uns nicht mehr darum als Frühlingsbäume um ihre im letzten Herbste gefallenen Blätter." So konnte allerdings nur ein Autor sprechen, der in einigen Monaten 50'000 Exemplare verkaufte und sorglos vom Erlös seiner Werke lebte.

Will man die Muse Coppées in ihren seelischen Grundtönen belauschen, etwa einer Art Faculté maîtresse im Sinne Taines in dieser Dichternatur nachspüren, so müssen wir die Herzensgüte und das Mitleid als die Dominanten seines Wesens bezeichnen. Sie beherrschten wie zwei gute Genien Coppées Leben und Poesie.

Die Herzensgüte war bei ihm ein Angebinde der Natur, ererbt von Vater und Mutter und zugleich der richtige Nährboden für das Mitleid, das er stets mit jenen Menschen und jenem Stande hatte, aus dem er selbst hervorgegangen war. Coppée schämte sich nie seiner Armut und seines einstigen Elendes, sondern schien diese Zeit immer aufs neue an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen. In packenden Bildern erinnerte er seine Zeitgenossen daran, daß das, was er erlebt, sich in stetem Wechsel und endlosen Variationen vor ihrem Geiste wiederhole. Teilnahme und Mitleid für

die in Kümmernis und Not durchs Leben Schreitenden wollte er in der Zeitenseele wecken. In ihm hat der Bewohner des „Quartier latin", der in Kellerlöchern und kalten Dachböden kümmerlich sein Leben fristende Pariser einen ganz eigenartigen Darsteller gefunden. Mit vollen Händen schöpft er, besonders in seiner prächtigen Gedichtsammlung „Les Humbles" aus dem ihn umflutenden Leben, schildert mit klassischer Wahrheit der Empfindung und feinster Détailmalerei die Kreise des Volkes. Und nicht bloß für die verschiedenartigen Verhältnisse und Lebensbedingungen der Hauptstadt hat er ein offenes Auge, nein, auch die charakteristischen Situationen des Provinziallebens versteht er in bald zarten psychologischen Studien, bald in realistischen Schilderungen zur Darstellung zu bringen. Da sehen wir den armen Bettler, den Junggesellen, den Handwerker, die Leiden und Freuden des kleinen Bürgers, eine Blumen- oder Zeitungsverkäuferin, den schlichten Arbeiter, der am Sonntag mit seiner Familie spazieren geht; wir sehen den Laden des Kleinhändlers, schauen in die Schenke einer Vorstadt, freuen uns an dem bunten Leben auf der Straße, auf einem Dorfplatze an einem Julitag, hören vom Hochzeitsfeste am Samstag und begleiten die Menge am Abend nach Hause, nachdem ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt worden ist. Mit wenigen Worten versteht er es in packender Realistik eine Situation zu zeichnen, weshalb man ihn mit Recht den „peintre par excellence du tableau parisien" genannt hat. Da die frühere französische Dichtung sich mit Stoffen dieser Art wenig beschäftigt hatte, so ward Coppée geradezu als Entdecker einer neuen Stoffwelt betrachtet. Zola behauptete, der Dichter des „Petit épicier de Montrouge" sei der Einführer des Naturalismus in der Poesie, und manche machten sich über diese philiströse Gattung lustig. Aber der Naturalismus Zolas unterscheidet sich von dem Coppées wie das Wasser einer stinkenden Pfütze von dem eines Bergsees. Auch bei Coppée fehlt es nicht an Szenen, die Häßliches, ja Abstoßendes im armseligen Leben der Enterbten darstellen, aber überall spricht das Mitleid und die warme Teilnahme für diese Unglücklichen aus den Zeilen zu uns, während bei Zola nur zu oft eine grausame Zufriedenheit über das harte Geschick der Brotlosen und eine gewisse Verachtung für diese Leute sich offenbart, die abstößt. Coppée schildert keine Sozialdemokraten, die an den bestehenden Säulen der Ordnung rütteln und gegen die besser Situierten hetzen, sondern solche, die in stiller Resignation und meist in christlicher Ergebung ihr Los tragen und bei aller materiellen Dürftigkeit ihrem Leben noch schöne, poesievolle Seiten abzugewinnen wissen. Mag sein, daß er ab und zu eine etwas zu große Liebe für den 4. Stand an den Tag legt und das eine oder andere Mal gegen die besitzende Klasse ungerecht wird, aber alles nur, weil er zu gut ist. „Monsieur Coppée," sagt René Doumic, „n'est coupable que de trop de tendresse. Il est victime de son bon cœur." So liegt denn gerade in diesem Zuge das Hauptverdienst seiner Dichtung, das Neue seiner Muse. Der große Kritiker Brunetière bemerkt in seiner Schrift „L'évolution de la poésie lyrique": Coppée hat jene bürgerliche, volkstümliche, intime und erlebte Poesie, die Sainte-Beuve erträumt hatte, verwirklicht."

(Schluß folgt.)

Zunftstube.

Latein als Weltsprache. Als die Perse-Schule in Cambridge vor kurzem das Andenken an ihren dreihundertjährigen Bestand feierlich beging, hielt auch der englische Unterrichtsminister Fisher eine Rede, in welcher er unter anderm ausführte: „Ein besonderes Interesse bringe ich dem Verfahren entgegen, welches die Perse-Schule im Unterricht der alten Sprachen eingeschlagen hat. Die alten Sprachen werden gelehrt wie moderne und lebende — durch die direkte Methode. Dabei erwarben die Knaben eine Gewandtheit im Lateinischen und ein Interesse für dasselbe wie es mit der sonst üblichen Methode bei Knaben, welche keine besondere Eignung für die klassischen Sprachen hatten, nicht hätte erreicht werden können. Als die Perse-Schule gegründet wurde, war das Latein eine lebende Sprache, das gewöhnliche Mittel des Verkehrs und Gedankenaustausches unter der gebildeten Welt Europas. Da die Welt sich heute immer enger zusammenschließt, so ertönt der Ruf nach einer gemeinsamen Sprache

immer eindringlicher. Man hat verschiedene künstliche Sprachen gebildet, höchst geistreich erdachte Sprachen; man brachte es zu einem ordentlichen Erfolg. Aber ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß die Zeit kommt, wo man allgemein findet, daß eine Form des Lateinischen das beste gemeinsame Verkehrsmittel in der Welt sei. Es ist kaum nötig, hervorzuheben, daß das Latein gegenüber dem Esperanto und andern künstlichen Rivalen den Vorteil hat, daß es den Schlüssel zu einer alten Zivilisation und Literatur bietet."

Ueber die von Fisher gepriesene direkte Methode im Lateinunterricht hat auf dem Freiburger Ferienkurs von 1914 ein Meinungsaustausch der Fachleute eingesetzt, und wir hoffen, trotzdem ein erster Versuch, eine führende Seite zu einer erneuten Aussprache in unserm Blatte zu vermögen, mißlungen ist, immer noch, daß die Sache hier wiederum aufgegriffen werde. Der Gedanke, das Lateinische zur Weltsprache zu erheben, hat viel für sich. Hätte man die gewaltigen Anstrengungen, die einzelne und Vereine auf die Erfindung, Erlernung und Verbreitung künstlicher Weltsprachen verwendet haben, der Popularisierung des Lateinischen gewidmet, so ständen wir der Verwirklichung des Weltspracheproblems wohl näher. Natürlich könnte es sich dabei nicht um ein rein ciceronianisches Latein handeln, sondern, wie Fisher richtig bemerkt, um „eine Form des Lateinischen". Als lebende Sprache müßte es sich in seinen Wortbildungen usw. den Ideen und Bedürfnissen der Gegenwart anpassen, wie es beim Latein des Mittelalters der Fall war. Die von den Humanisten so verachtete „media et infima latinitas" war zu einem guten Teil doch die Frucht einer staunenswerten Geistesarbeit, durch welche die besten Denker der christlich-römischen und der blühenden mittelalterlichen Kultur aus dem starren Stoff der klassischen Latinität das schmiegsame Material kneteten, das den feinsten philosophischen Begriffen und Unterscheidungen die entsprechende Form zu leihen vermochte. Der Humanismus mit seiner schroffen Abweisung alles Nichtklassischen ist jedenfalls mitverantwortlich dafür, daß das Latein aus einer lebenden eine tote Sprache wurde. Als Katholiken haben wir ganz besonderen Grund, Anregungen sympathisch aufzunehmen, welche darauf ausgehen, unsere innerkirchliche auch zur außerkirchlichen Weltsprache zu machen. B. E.

Ein eigentümlicher Brauch. Im Buche Exodus 12; 33, 34 liest man: „Und die Aegypter drängten das Volk Israel eilends aus dem Lande zu ziehen, denn sie sagten: Wir werden sonst alle des Todes sein. Da nahm das Volk den neubereiteten Teig, bevor er gesäuert war, und band ihn in Tücher und nahm ihn auf die Schultern" (und zog aus). Der Verfasser unterstreicht hier nicht die Tatsache, daß sie ungebackenen Teig mitnehmen mußten, sondern daß sie ihn einpacken mußten, bevor er gesäuert war. Das entspricht ägyptischem Brauche, nicht so fast Brot, als vielmehr Teig auf die Reise mitzunehmen. Das erhellt aus einem Texte aus der Zeit der 6. ägyptischen Dynastie (etwa 2600 v. Ch.). Da erzählt Uni, der Leiter eines Feldzuges nach Kanaan, seine Soldaten seien so musterhaft diszipliniert gewesen, daß keiner seinen Nebenmenschen schädigte, keiner einem Wanderer Teig oder Sandalen raubte usw.

(Ancient records of Egypt Historical ducuments by J. H. Breastee, 1. No. 312.) F. A. H.

Bücherecke.

Pesch, Johannes, Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksbrauch und Dichtung. Dülmen i. W., A. Laumann'sche Buchhandlung. Preis, kart. Mk. 1.80.

In drei Hauptabschnitten sucht der Verfasser alles Erreichbare über diesen Gegenstand unterzubringen.

Im ersten Teil werden wir belehrt über die Geschichte der Glocken und Glockengießer, über den Gebrauch der Glocken, über die Glockentürme, über Glockenrecht oder Läuterecht und über die Glockenweihe. Auch werden wir einläßlich bekannt gemacht mit den größten Glocken der Welt.

Der zweite Teil beginnt mit einer Reihe von Glockengießersagen und schildert uns im weitern Verlauf die Glocke im Volksglauben. Dieser Abschnitt ist besonders reich bedacht und umfaßt wohl so ziemlich alles, was sich in deutschen Landen an Glockensagen zusammenbringen läßt. Dabei ist freilich nicht zu umgehen, daß sich manches unter andern Namen wiederholt, denn

ein Großteil dieſer Sagen ſind Wanderſagen, die von verſchiedenen Orten faſt gleich erzählt werden. Wie ſelbſt in der neueſten Zeit die Sage ihre Fäden um die Glocke ſpinnt, zeigt uns das zehnte Kapitel: Die Glocken im Krieg.

Ein kurzer dritter Teil, überſchrieben „Glockenlyrik", bietet uns in einer Anzahl von Gedichten den Widerhall der Glockenſtimme im deutſchen Dichtergemüt. Hier vermißt man etwas die Sorgfalt in der Auswahl. Es hätte ſich gewiß manches Vollwertigere gefunden.

Zu den Erklärungen einiger Glockenbräuche und Glockenſagen wird ſich mancher Leſer ſeine Vorbehalte machen. So z. B. wenn S. 63 geſagt wird: „Der Grund des Wetterläutens iſt unbekannt. Otto Weigert meint, die Glocken verträten als Schutzgeiſter des Ortes gerade hier die ehemaligen Gottheiten. . . . Der geiſtreiche Kirchenhiſtoriker Menzel iſt der Anſicht, man habe in Deutſchlands frühchriſtlicher Zeit die Gewitterglocke geläutet, um die Neubekehrten von der Angſt zu befreien, Donar nahe rachegierig in ſchrecklichem Gewitter." Es iſt ſeltſam, wie dem Verfaſſer der Grund des Wetterläutens unbekannt ſein kann, bringt er doch ſelber im Kapitel Glockenweihe dieſen Grund in der Segens- und Weihebeſtimmung der Glocke deutlich zum Ausdruck. Im Weiheritus betet nämlich die Kirche: „Uebergieße dieſe Glocke mit himmliſchem Segen, auf daß vor ihrem Klange weithin verſcheucht werden die feurigen Geſchoſſe des Feindes, das Einſchlagen des Blitzes, die Gewalt der Schloſſen, der Schaden der Ungewitter." Dieſes Gebet und die darin ausgeſprochene Ueberzeugung von der Macht der böſen Geiſter über die Gewitter darf man aber nicht als eine Entlehnung aus dem germaniſchen Götter- und Dämonenglauben betrachten, ſondern als eine Berufung auf Epheſ. 6, 12, wo die Luft, d. i. die uns umgebende dunkle Atmoſphäre mit aller Beſtimmtheit als Wohnſitz und Aktionsfeld der böſen Geiſter hingeſtellt wird. In dieſem Sinne ſind dann auch andere Gebräuche zu erklären, wie das Verbrennen von geweihten Palmen und dergleichen. Freilich können ſolche Dinge durch ein Zuviel leicht in Aberglauben ausarten, aber von Haus aus ſind ſie dies nicht.

Viele Sagen von verſunkenen Schlöſſern und Städten, aus deren Grab man Glocken läuten hört, haben ihren tiefſten Grund im Seelenglauben. Ob darum dieſe geheimnisvollen Glockenſtimmen nicht viel eher die Armenſeelenklage der verſunkenen Menſchen bedeuten, als, wie der Verfaſſer annimmt, das Fortleben der Glocken, die man als perſönlich beſeelte Weſen dachte? Wenigſtens ſind in den angeführten Sagen Anhaltspunkte für beide Erklärungen zu finden. — Das Tuch oder der Schleier, mit dem man ſolche geheimnisvolle Glocken, wenn ſie gelegentlich auftauchen, bannen kann, birgt die Erinnerung an das ſagenhafte Schwanenhemd, durch deſſen Raub die Schwanenjungfrauen gezwungen werden, den Menſchen zu folgen.

Alles in allem bietet das Büchlein viel Belehrendes und Intereſſantes. Für den Deutſchlehrer iſt es ſicher z. B. bei Behandlung von Schillers Glocke von Nutzen. Manches weckt vielleicht in den Schülern die Erinnerung an ähnliche Sagen und Gebräuche im heimatlichen Umkreis. Andere, nur ſkizzierte Sagen, geben ein dankbares Aufſatzthema, wobei dem Schüler die phantaſievolle Ausſchmückung überlaſſen wird.

Was endlich Sprache und Darſtellung des Büchleins anbelangt, ſo ſind ſie korrekt, doch wünſcht man faſt durchgehends etwas mehr Feinheit und Wahl in dem Sinne, daß ein Hauch wirklicher Poeſie auch dieſe vorwiegend ſammelnde und belehrende Arbeit über den poeſievollen Gegenſtand verklärte und zu einem geiſtigen Genuſſe machte. P. A. St.

Mohr Heinrich, Die Seele im Herrgottswinkel. Sonntagsbüchlein für ſchlichte Leute. Herder 1916.

Mohr iſt ſchon ſeit Jahren als beſter religiöſer Volksſchriftſteller bekannt und, was er hier in anſprechender Weiſe dem ſonntagnachmittägigen Leſer zu ſagen weiß, iſt ſehr ſchön und ſehr praktiſch. Schon oft ſah ich das Buch auf den Leſetiſchen und, was am meiſten für ſeine Güte ſpricht, es trug jedesmal die Spuren der Hände, die darin geblättert. Ein rechtes tiefernſtes und doch ſo anheimelndes Buch, lieb und ſchön wie der Sonntagnachmittag. F. A. H.

5. Jahrgang Nr. 3. 1. Mai 1919.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die Gründe für die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit des Herrn. — Zur Methode des Geschichtsunterrichts. — François Copée. — Bücherecke.

Die Gründe für die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit des Herrn.

Von Dr. F. A. Herzog, Baldegg.

Dr. Johannes Evangelist Belser, der verstorbene Tübinger neutestamentliche Exeget war ein tapferer Vorkämpfer für die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit Jesu. Er fand nicht wenige Anhänger, die ihm hierin treu geblieben sind. Auch ich habe mich sofort von seinen Gründen, noch mehr von der ganzen pragmatischen Folge aus dieser Annahme überzeugen lassen und bin dieser Ansicht geblieben trotz oder besser gerade alles dessen wegen, was man gegen diese Hypothese vorzubringen versucht hat. Es sind jetzt 16 Jahre her.

Professor Dr. Johannes Mader in Chur, auch ein Anhänger der einjährigen, hat die Gründe dafür in seinem überaus empfehlenswerte Buche: Die heiligen vier Evangelien und die Apostelgeschichte (Benziger 1911) im Anhang III. zusammengestellt. In meinen Trägern der Offenbarung (Räber 1907) habe ich das Leben Jesu ganz auf dieser Ansicht aufgebaut und damit die harmonistischen Fragen ohne Schwierigkeiten lösen können.

Was für Gründe also sprechen im Einzelnen für unsere Ansicht?

1. Rechtgläubige und Häretiker nehmen bis ins fünfte Jahrhundert in großer Prozentzahl eine einjährige Wirksamkeit an. Wie wäre das möglich, wenn ein kurzer Blick in den Evangelientext mindestens eine zweijährige ausgesprochen hätte?

2. Die drei ersten Evangelien geben keinen Grund, der für eine mehrjährige Wirksamkeit voreinnimmt, lassen im Gegenteil ohne weiteres den Gedanken aufkommen, als handle die Geschichte in rascheste Abfolge von einem Frühling bis wieder zu einem Frühling.

3. In der Synagoge zu Nazareth läßt Lukas (4, 19) den Herrn die Stelle aus Jesaja 61 vortragen: Der Geist des Herrn ist auf mir . . . ein angenehmes Jahr des Herrn zu predigen. Diese Prophetenstelle nennt also die Wirksamkeit des Herrn „ein angenehmes Jahr“. Der Ausdruck braucht nicht vollwörtlich genommen zu werden, aber nichts hindert, es zu tun.

4. Johannes nennt Kaiphas dreimal Hohenpriester „jenes Jahres“. Dieser Ausdruck läßt sich nur dann ungezwungen erklären, wenn Johannes unter „jenem Jahr“ eben die Gesamtwirksamkeit Jesu versteht: eben das Eine Jahr des Herrn.

4. Eine wichtigste Stelle ist Joh. 4, 35. Diese wird gewöhnlich gegen die einjährige Wirksamkeit ins Feld geführt und macht meistens den Verteidigern der einjährigen Schwierigkeit. Im Gegenteil, mir spricht sie dafür.

Jesus kommt an den Jakobsbrunnen und sagt zu den Jüngern: „Saget ihr nicht: noch vier Monate sind es, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch: erhebet eure Augen und schauet die Felder, daß sie schon weiß sind zur Ernte.“ Wenn das richtig ist, dann sprach Christus diese Worte im Winter, vier Monate vor der Ernte, die im April stattfindet. Dann ist das im Folgenden (Joh. 5, 2) genannte Fest ein Osterfest und dann sind im öffentlichen Wirken Jesu schon sicher drei Osterfeste: eines am Anfang nach der Hochzeit zu Kana, dann dieses und sicher dann noch das Leidensostern. Drei

Osterfeste schließen aber zwei Jahre ein. Also ist's nichts mit einer einjährigen Wirksamkeit Jesu. Die Verteidiger der einjährigen Hypothese wollen die vier Monate auf Sommergetreide deuten, was allerdings möglich wäre, aber stark bestritten wird. Ich anders. Es heißt gar nicht: noch vier Monate geht's, bis die Ernte kommt, sondern: „Sagt ihr nicht: es (das Getreide) ist erst vier Monate alt und es kommt die Ernte. Siehe, ich sage euch, erhebet eure Augen und schauet die Felder, wie sie weiß sind zur Ernte." Mit dieser Uebersetzung habe ich einen richtigen Zusammenhang zwischen den Sätzen, zwischen Bild und Gleichnis. Das Getreide ist in so kurzer Zeit so groß und reif geworden und Christus selber hat nach so kurzer Wirksamkeit schon die Erntemöglichkeit vor sich. Zudem ist dies die einzig richtige Uebersetzung des betreffenden griechischen Wortes. Es heißt eben nicht: ἔτι τέτταρας μῆνας, sondern τετράμηνος. So wenig wie „erst dreijährig" heißt: „es geht noch drei Jahre", sowenig heißt „viermonatig": „es geht noch vier Monate". Wenn dem also ist, dann fällt der Besuch Jesu am Jakobsbrunnen nicht in den Winter, sondern in die unmittelbare Nachosterzeit, wohin man ihn voreingenommen verlegen würde. Wer Joh. 5, 1 ein Osterfest annimmt, das heißt eben Joh. 4, 35 in den Winter verlegt, muß Jesus neben Johannes dem Täufer dreiviertel Jahre gemeinsam wirken lassen, eine unverantwortliche Zeitlänge. Diese Schwierigkeit fällt mit der einjährigen Wirksamkeit weg.

6. Die allerwichtigste Stelle aber, die in Betracht kommt und die gewöhnlich den Ausschlag gegen die Einjährige gibt, ist Joh. 6, 4. Da ist ein Osterfest erwähnt, mitten im Verlaufe des Lebens Jesu. Wer also auch Joh. 5, 1 nicht als Ostern faßt, muß hier ein solches finden, wodurch sicher drei Osterfeste das öffentliche Leben Jesu in zwei Jahre abteilen. Hic Rhodus, hic salta. Was ist da zu sagen!

A. Wenn allerdings auch heute sämtliche Handschriften hier das Osterfest haben, so muß doch eine Zeit gewesen sein, wo das Wort nicht im Text stand, denn

a) Irenäus gibt sich redliche Mühe, möglichst viele Osterfeste zu finden, gerade um zu beweisen, daß der Herr nicht nur etwa drei Jahre öffentlich gewirkt hat, sondern mindestens 10 Jahre. Aber er findet Joh. 6, 4 das Wort Ostern nicht. Sein Text hatte es eben nicht. Daran kann man nicht vorbei kommen.

b) Daß überhaupt die Idee aufkommen konnte, der Herr habe bloß ein Jahr öffentlich gewirkt, kann nur erklärt werden dadurch, daß man zugesteht, daß ursprünglich weder Joh. 5, 1 noch Joh. 6, 4 das Wort Ostern stand. Die Alten kannten den Text gut genug.

Wie in bloß einigen Handschriften an Joh. 5, 1, so kam Joh. 6, 4 nach und nach allgemein das Wort Ostern in den Text hinein und zwar an letzter Stelle wahrscheinlich aus symbolischen Gründen. Weil unter den Christen das Osterfest das Hauptfest ist, dachte der Abschreiber, das weiter ungenannte, aber mit dem Artikel versehene Fest (das Fest der Juden) sei eben auch das Osterfest; das Hauptfest der Juden aber ist das Laubhüttenfest, das dann Joh. 7, 2 wirklich genannt wird.

B. Sind das die beiden hauptsächlichen äußern Stützen gegen die Echtheit des Pascha Joh. 6, 4, so möge als innerer Grund angefügt werden

a) eben die Bedeutung von „Das Fest der Juden" = Laubhütten, wie soeben dargetan wurde.

b) daß mit Wegfall des Pascha Joh. 6, 4 vom ersten Osterfest an alle übrigen Feste in richtiger Reihenfolge auftreten: Joh. 5, 1 als Pfingstfest, Joh. 6, 4 — 7, 2 als Laubhüttenfest, Joh. 10, 22 als Tempelfest, und dann wieder das letzte Pascha, das Leidenspascha.

c) daß dann Jesus kein Fest unbesucht gelassen hat, sondern das Gesetz der Juden treu hielt, wie er es mit seinem zwölften Jahre zu tun begonnen hat. Und wer konnte ihn einer Sünde zeihen?

Als Hauptgrund gegen die Streichung des Pascha Joh. 6, 4 wird von Rektor Dr. Fonck ein naturkundlich-lokal-palästinensischer Umstand ins Feld geführt. Da das Ereignis Joh. 6 nach Johannes und Markus viel Gras am Orte voraussetzt, könne das Ereignis nur ins Frühjahr fallen, da im Herbst kein Gras mehr vorhanden sei. Aber wir sagen eben, das sei das Auffallende, daß die Evangelisten gerade hervorheben, daß viel Gras dort gewesen sei. Im Frühling ist das für das Land, das von Milch und Honig floß, nichts Auffallendes. Wenn allerdings heute die dortige Gegend so verödet ist, daß sie im Herbst kein grünes Gras mehr kennt, so braucht das früher nicht auch schon so gewesen zu sein. Es beschreibt

gerade Josephus Flavius die Gegend, wo nach der Tradition die wunderbare Brotvermehrung stattfand, als überaus reiche, bewässerte Ebene. So glaube ich nicht, daß man zur Zeit Jesu geradezu in einen eigentlichen Sumpf hätte sitzen müssen, hätte man im Herbst noch in grünes Gras sitzen wollen. Daß man kein Schweizerwiesengras erwarten darf, ist klar, aber zwischen Schweizer Wiesenwuchs und Gras überhaupt ist eine große Spielfläche. Man kann heutige Vegetationsverhältnisse nicht ohne weiteres ins Altertum zurücklegen, man hat auch die geschichtlichen Nachrichten zu berücksichtigen, und diese sprechen in diesem Falle für die Möglichkeit von Herbstgras in jener Gegend.

7. Als Schlußpunkt möge noch angeführt werden, das Christus das öffentliche Wirken im fünfzehnten Jahre des Tiberius begann, das heißt im Vorfrühling 29. Sein Todestag ist astronomisch berechnet auf den 7. April 30. Da bleibt für das öffentliche Wirken eben nur ein Jahr mit einem kurzen Auftakt. (Die Gegner der Einjährigen nehmen eine unsichere Mitregentschaft des Tiberius mit seinem Vorgänger in die Rechnung auf, um sich aus der Schwierigkeit herauszuwinden.)

Wer den hier in den sieben Punkten gebotenen Stoff durchdenkt, muß gestehen, daß die einjährige Hypothese den Evangelienworten in einfachster, geradlinigster Weise entspricht. Noch mehr aber muß er einsehen, daß mit dem Wegfall der 8 monatlichen Wirksamkeit am Jordan und der Verkürzung einer anderthalbjährigen Wirksamkeit zwischen der Heilung des 38 jährigen Kranken und dem Laubhüttenfest (der Evangelist meldet für diese anderthalb Jahre einzig die wunderbare Brotvermehrung) auf ein halbes Jahr, die Abfolge der Ereignisse kompakter und ihre psychologische Wirkung verständlicher wird.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß einzig die einjährige Wirksamkeit dem entspricht, was man eine dreijährige nennt. Die dreitägige Grabesruhe des Herrn z. B. umfaßt bekanntlich bloß anderthalben Tag: Schluß eines Tages, ein ganzer Tag und der Anfang eines Tages. So auch hier bei den Jahren: Schluß eines Jahres (Epiphanie bis 1. Nisan-Neujahr 29), das ganze Jahr und der Anfang eines neuen Jahres (1. Nisan 30 bis Himmelfahrt). Die gewöhnlich angenommene dreiundeinhalbjährige Wirksamkeit wäre eigentlich ein fünfjährige Wirksamkeit Jesu zu nennen.

Zur Methode des Geschichtsunterrichts.

Von Prof. Waßmer, Luzern.

Wir glauben manchem Lehrer an Sekundar- und andern Mittelschulen, die dort Geschichtsunterricht zu erteilen haben ohne streng methodische Studien in diesem Fache gemacht zu haben, einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf einen vortrefflichen Vortrag aufmerksam machen, den Dr. Gustav Steiner, Geschichtslehrer an der obern Realschule in Basel, an der letztjährigen 56. Jahresversammlung des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer am 6. Okt. abhin in Basel gehalten hat, der nun im 47. Jahrbuch dieses Vereins erschienen ist. (Aarau, Sauerländer 1919.) Hier findet der Geschichtslehrer fruchtbare Winke über Methode, Ziel und Art des Unterrichtes, eine wahrhafte konkrete Behandlung und Disposition des Stoffes und namentlich einen vortrefflichen sehr geeigneten Rahmen für die Darstellung der Geschichte des so inhaltsreichen und allerwichtigsten 19. Jahrhunderts. Aus einer solchen zwar lebendigen Skizzierung läßt sich natürlich nicht ein weiterer Auszug geben, ohne sich mit einem schemenhaften Gerippe am lebenswarmen Organismus zu versündigen. Drum seien nur einige Andeutungen geboten, welche viele Interessierte anspornen werden, den Vortrag zu studieren und zum eigenen Unterrichte zu verwenden. Da das Heft in seinem übrigen Inhalte viele nicht interessieren wird und vielleicht auch nicht gar viele Exemplare aus der Buchhandlung zu beziehen sind, könnte der eine oder andere Liebhaber das Heft bei bekannten Mitgliedern des besagten Vereins leihweise erhalten. Zu wünschen wäre es, wenn die Arbeit — 22 Seiten — im Separatabdruck erscheinen würde. Auch für Primarlehrer an obern Klassen wird der Aufsatz reichen Gewinn bieten zur eigenen Ausbildung, die auch im Unterricht fruchtbar werden wird, und da Geschichte wie kaum ein anderes Fach sozusagen alle Gebildeten interessiert, sie fördert im Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart, dürfte sich die Sonder-

publikation gewiß in weiteren Kreisen lohnen. —

Mit dem Altmeister Ranke stellt der Vortragende das Ziel der Geschichte in folgendem beachtenswerten Satze auf: „Meiner Ansicht nach müssen wir auf zwei Direktiven ausgehen: Erforschung der wirksamen Momente der Begebenheiten, wie Wahrnehmung ihres allgemeinen Zusammenhanges." Dieser Ansicht wird jeder zustimmen. Nach diesen Gesichtspunkten ist die Auswahl zu treffen, nicht nach dem Angenehmen oder Pathetischen und Heroischen. Das gibt auch den rechten Maßstab für die Wichtigkeit der kulturgeschichtlichen Partien, für die Darbietung volkswirtschaftlicher Kenntnisse, für den Umfang der Kriegsgeschichte ꝛc. In erster Linie verdient das Fruchtbare, Fortwirkende Beachtung, der Ideengehalt der Zeiten, der sich in den Ereignissen geistiger Strömungen und Bestrebungen ausspricht. Der alte Satz: Die Geschichte ist Lehrmeisterin der Völker bleibt in den rechten Schranken aufgefaßt bestehen, wenn auch gesagt werden muß, daß sich die Geschichte nie wiederholt. Aber die Menschen mit ihren guten und bösen Eigenschaften, die Mächte der Leidenschaft und die irdischen und ewigen Güter bleiben in ihrer Wertschätzung und ihrer Anziehungskraft. Da nach unserer christlichen Weltauffassung die Geschehnisse das Resultat einerseits der freien menschlichen Tätigkeit und ihres Geistes, und anderseits der göttlichen Vorsehung und ihrer Ziele ist, so muß überall auch dieser letztere Faktor zu erinnern und zu betonen gesucht werden, was Dr. Steiner ganz unterläßt. Natürlich muß man dabei vorsichtig und mit dem nötigen kritischen Blicke zu Werke gehen. Aber aus den oft merkwürdigen Fügungen und dem Verlauf einer Periode oder der Geschichte eines Volkes läßt sich mehr oder weniger klar das Ziel der göttlichen Leitung erkennen. Wenn während des Weltkrieges so oft von unseren höchstgestellten Magistraten freisinniger Richtung, dem General und hohen Offizieren betont wurde, wir verdanken unsere Verschonung vom Kriege, ein unverdientes Glück, neben unseren Anstrengungen einer „höheren Fügung", der „Vorsehung", dem Machtschutz Gottes, dann wird man um so leichter in klar vor Augen liegenden, in ihrem Zusammenhang abgeschlossenen Entwicklungen historischer Perioden die Fügung der höheren Leitung, den Beruf der Völker konstatieren können. Es ist ja allbekannt, daß es der Würde der göttlichen Majestät entspricht, sich natürlicher Mittel und Sachen zu bedienen. Ueber diese Geschichtsauffassung macht schon der größte der antiken Historiker, Thukydides, in der Einleitung seines vorbildlichen Werkes kurze Andeutungen. Eingehende Ausführungen über die christliche Auffassung sind am nächsten zu finden in der Einleitung der Weiß'schen Weltgeschichte I. Bd.

Aus der zweiten Forderung: „Wahrnehmung ihres allgemeinen Zusammenhanges" ergibt sich, wie Dr. Steiner mit Recht folgert, für höhere Schulen die Verbindung der Schweizergeschichte mit der Weltgeschichte. Nur in diesem Rahmen kann eine irgendwie gründliche Erkenntnis unserer vaterländischen Geschichte erzielt werden, weil ja die Ereignisse von außen den Geist und die Ereignisse auch unseres Volkes vielfach bedingen. „Das wahrste Studium der vaterländischen Geschichte wird dasjenige sein, welches die Wahrheit in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben, und bedroht von denselben Abgründen und einst heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben Fortleben in der großen allgemeinen Ueberlieferung" sagt Jakob Burckhardt in seinen weltgeschichtlichen Betrachtungen 12. S.

Wenn sich aus diesen berechtigten Postulaten nur eine Behandlung der Schweizergeschichte im Rahmen der Universalgeschichte als Konsequenz ergibt, so will Dr. Steiner mit Recht doch einen gesonderten Kurs der Schweizergeschichte bis zur Reformation. „Es hat — wie die Heimatkunde der allgemeinen Geographie — der allgemeinen Geschichte vorauszugehen. Die Ueberwindung zeitlicher Entfernung durch die Nähe des Schauplatzes mit seinen sichtbaren Erinnerungen, ferner die Möglichkeit, auf beschränktem Gebiete schwierige Probleme des Mittelalters vorauszuerklären und am Einzelfalle zu erproben, endlich der Besitz an naheliegendem Vergleichsmaterial in der spätern Behandlung allgemeiner Geschichte: das scheinen mir Vorzüge, welche die Nachteile weit überwiegen. Wird die Schweizergeschichte im Rahmen der allgemeinen Geschichte und ihrer relativen Bedeutung entsprechend behandelt, dann geht ihr Zusammenhang als

Landesgeschichte und ihre Plastizität verloren. Durch die allgemeine Geschichte wird die schweizerische aufgesogen. Als Beispiel territorialer Entwicklung innerhalb des Deutschen Reiches verdient aber die Schweizergeschichte ganz besondere Beachtung. Denn das ist ja gerade das Thema der Schweizergeschichte: wie sich eine Eidgenossenschaft innerhalb des Reiches bildet und wie sie im Laufe von Jahrhunderten das Selbstbestimmungsrecht erlangte." Der zuletzt angedeutete Gedanke ist es, welcher der Schweiz bis zur Reformation eine Vorzugsstellung, den in der Geschichte vorgeschrittenen Charakter der hohen Selbständigkeit und der echten Demokratie gibt. Mit der Zerklüftung der vorherigen konfessionellen Einheit und der vielfach einsetzenden aristokratisch-absolutistischen Politik hört die Eigenart und Größe der Schweiz teilweise, ja eine gewisse schweizerische Großmachtstellung derselben im letzten Jahrhundert des Burgunder-, Schwaben- und italienischen Krieges auf, wenngleich protestantische Schriftsteller sich Mühe geben das Erwachen der schweiz. Demokratie auf Zwingli und Calvin zurückzuführen.

Dadurch daß man die Wahrnehmung des Zusammenhanges im Gange der Geschichte als Hauptaufgabe des Geschichtsunterrichtes aufstellt, muß die einseitige Landesgeschichte, die so leicht tendenziös, chauvinistisch malträtiert wird, in die rechten Schranken verwiesen werden, obgleich man die Schicksale der eigenen Heimat mit besonderer Liebe und höchstem Interesse behandeln wird. Bei einer solchen, durch die gesunde Wissenschaft gebotenen universalen Geschichtsdarstellung, wird auch ein leicht tendenziöser und engherziger staatsbürgerlicher Unterricht an höhern Schulen unnötig gemacht, und zwar deswegen, weil die ganze Gestaltung des Unterrichts das Ziel anstrebt, das Gewordene, besonders die Gegenwart zu verstehen und auf der Eigenart weiterzubauen. „Wir müssen also gerade die Weltgeschichte studieren," sagt Dr. Steiner, „wenn wir das Verständnis für die Schweiz und ihre Lebensfragen vermitteln wollen. Ueberhaupt sind die Probleme der übrigen Staaten auch unsere Probleme. — So geschieht es, daß je mehr wir die Entwicklung fremder Staaten verfolgen, unser Verständnis für die Lebensnotwendigkeiten der Schweiz wächst. Wir sind Staatsbürger, weil wir zugleich Weltbürger geworden sind." Ohne dem letzten Satz rückhaltlos zuzustimmen, müßten wir den Geist des Universalismus des Christentums schlecht erfaßt haben, wenn wir in das chauvinistische staatsbürgerliche Horn stoßen wollten, wie es vielerorts in den letzten Jahren Mode war und zwar vielfach von Kreisen, die vor einem halben Jahrhundert nicht laut genug über beschränktes Spießbürgertum, enges Kantonesentum und unser kleines Heimatland spotten konnten und fast nur das Weltbürgertum gelten lassen wollten.

Wir dürfen nicht nur aus den angedeuteten pädagogischen Gründen vor der Weltgeschichte einen eigenen Kurs für Schweizergeschichte, wenigstens bis zur Reformation, einführen, sondern auch weil unsere Entwicklung der demokratischen Eigenart und der Anspruch des Selbstbestimmungsrechtes in Wahrheit der neueren Weltgeschichte um Jahrhunderte vorausgeeilt ist. Die Schweiz hat das Problem auch tatsächlich gelöst, einen nationalen Staat aus Völkerschaften verschiedener Rassen und Sprachen auf einer freigewählten geschichtlichen Grundlage zu bilden.

Aus dem Postulat der Wahrnehmung des allgemeinen Zusammenhanges und der Erforschung der wirksamen Momente ergibt es sich endlich, daß wahrer Geschichtsunterricht nicht nur der in Einzelbildern oder Hauptgestalten sein darf. Gerade der Zusammenhang muß die Hauptaufgabe lösen. Im Nachweis der Ursachen und Wirkungen wie der Zusammenhänge liegt die größte Schwierigkeit aber auch der fruchtbarste Gewinn, die wahre Pragmatik. Darin, diese Aufgabe auch für untere Mittelschulen in Angriff genommen zu haben, liegt ein Hauptvorzug der Dr. Suter'schen Schweizergeschichte. Sehr richtig sagt Dr. Steiner: „Der Geschichtsunterricht, der das große Ganze zerstückelt und auflöst, der nicht über „Bilder" hinauskommt, wird niemals die Forderungen der Gegenwart erfüllen. Er wirkt höchstens für den Augenblick durch den Aufwand an Pathos. Nein, wir müssen immer wieder die Zusammenhänge herstellen; das geschieht durch Längs- und Querschnitte; das geschieht dadurch, daß wir den Ideengehalt für wertvoller erachten als zahlenmäßiges Wissen."

„Längs- und Querschnitte" bedürfen einer kurzen Erklärung. Unter ersteren sind verwandte Erscheinungen, vielleicht längst verschwundener Zeiten, zu verstehen, die wir aufdecken ohne die begleitenden andern

Ereignisse jener Epochen aufzuzählen, indem wir sie über die Zwischenzeit hinweg mit der Gegenwart oder andern Perioden in Beziehung bringen. Querschnitte dagegen sollen ein möglichst eingehendes Gesamtbild einer kurzen Periode darbieten.

Aus dem Hauptteil des Vortrages, der Charakterzeichnung des ereignisreichen und so vielgestaltigen 19. Jahrhunderts, heben wir nur die Hauptübersicht heraus: „Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist eine Periode innerer Umwälzungen, eine Zeit der Verfassungs- und Wahlrechtskämpfe. In der zweiten Periode (1852) bricht der Wille zur nationalen Gestaltung hervor." Unter diese Zweiteilung weiß er das Tatsachenmaterial auf allen Gebieten gut unterzubringen: Politik der einzelnen Länder, Weltstaatensysteme, Sozialismus und Arbeitergesetzgebung, Kolonialpolitik, Imperialismus, Nationalitätenreiche ꝛc. Immer werden die Verfassung und die Zustände genetisch zu erklären gesucht, so daß der Werdeprozeß dem Schüler möglichst verständlich wird, bekanntlich eine wichtige Stütze für das Gedächtnis. In allem soll Freude und Interesse am Unterricht erweckt werden.

Als Wert und Erfolg des Geschichtsstudiums bezeichnet der Vortragende den Satz Rankes: „Vor allem muß man die Welt verstehen und dann das Gute wollen." Man ist seit langem über das rein theoretische Axiom: l'art pour l'art herausgekommen. In der Wertschätzung stehen die Menschen, Taten und Völker denn doch nicht gleich da. Wie stark bemühte man sich im Kriege auf allen Seiten möglichst gerecht, moralisch, human dazustehen! Gewiß, zuerst Taten und Gesinnung verstehen, das Gute aber soll anziehen, begeistern zur Nachahmung.

In manchen Punkten hätten wir zwar unsere abweichende Auffassung und Vorbehalte darzulegen, so bei Dr. Steiners Beurteilung des Ultramontanismus, der internationalen Partei der Katholiken, die dem internationalen Sozialismus an die Seite gestellt wird, ferner in betr. der Lehre und Macht an Ansprüche der Päpste und der Kirche, der angeblichen geforderten Suprematie der Kirche über den Staat, der Leugnung der Volkssouveränität schlechthin ꝛc. Alle diese Auffassungen der freisinnigen Denkweise müssen präzisiert und begründet werden. Wie wenig die katholischen Parteien international sind, hat der Weltkrieg deutlich gezeigt. In rein politischen Fragen kann der Papst wohl seine Ansichten und Wünsche kundtun, aber keine verbindlichen Vorschriften erlassen, sofern diese Fragen nicht die Glaubens- und Sittenlehre mit ihren Folgerungen für das öffentliche Leben oder das kirchliche Rechtsgebiet berühren. Die Volkssouveränität z. B. muß die Rechte Gottes wahren, ebenso wie die Verfassung, wenn man einen rechten Gottesbegriff hat. Die katholische Kirche wie das Papsttum müssen nach dem Auftrage Jesu für universell, international gehalten werden, nicht aber die katholischen Parteien, die keine göttliche Lehrautorität beanspruchen können.

In diesen Fragen scheiden sich die katholische und freisinnige Auffassung grundsätzlich, da letztere nur menschliche Entwicklung und daher relative Wahrheit anerkennt. Doch wollen wir gerne gestehen, daß in dem Dr. Steiner'schen Vortrage nirgends eine böswillige und tendenziöse Gesinnung zum Ausdrucke kommt. In der Darlegung stoßen wir zudem auf Schritt und Tritt auf wertvolle Perlen der hohen Geschichtsauffassung und vortreffliche Anweisungen für den Unterricht.

François Coppée.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni.

(Schluß.)

Ein weiterer Wesenszug, der sowohl den Menschen als den Dichter charakterisiert, ist der feuuige Patriotismus Coppées. Er war nicht nur mit ganzer Seele Pariser, sondern auch Franzose. In überschwenglichen Versen gibt er oft seiner Vaterlandsliebe Ausdruck.

„J'aime, o France, ta vieille terre
En chauvin, en patriotard."

In der Nähe der Kasernen und Exerzierplätze führte ihn schon früh sein Vater spazieren und flößte ihm Verehrung ein für die Verteidiger des Vaterlandes. So sucht auch er die Liebe zu den ehrwürdigen Fahnen und zur Armee im Volke zu wecken. Besonders eindrucksvoll ist das Gedicht „Le Régiment qui passe", dessen Schlußverse lauten:

„Car toujours la france tressaille
Au passage d'un régiment."

Charakteristisch ist folgende Szene. Einst sieht er auf der Straße die Soldaten heranmarschieren. Eine Frau, der das Elend aus den eingefallenen Augen schaut, bringt eiligst ihr kränkliches Kind auf den Armen herbei. Da kommt die Fahne in Sicht. Ihr Mutterauge leuchtet hell auf. Sie nimmt das Händchen des Kindes und führt es zum Munde, damit es die Fahne küssen lerne.

„Ce fut instructif, simple et beau.
O mère, donnant dès l'enfance
A ton fils, l'amour du drapeau,
Sois bénie au nom de la France."

Seine Zeitgenossen wußten diesen Patriotismus zu schätzen, indem sie ihn sogar zum Ehrenpräsidenten der „Ligue de la Patrie française" machten. Nicht selten aber steigerte sich dieser Patriotismus geradezu zum Chauvinismus. Er läßt sich sogar zu Ausfällen gegen die „Prussiens" hinreißen. Während des Krieges wäre dies noch begreiflich gewesen, aber auch in spätern Dichtungen, ja bis an sein Lebensende blieb er ein erbitterter Feind Deutschlands, der die Wunde nicht vergißt und seine Landsleute bei jeder Gelegenheit zur Revanche anspornt.

In dem Stücke „La Messe du Patriot" gibt er der bestimmten Hoffnung Ausdruck, daß die große Nation sich erheben und durch ihre Kundgebungen das Eingreifen der Hand Gottes erkennen lassen werde. Den liebenden und hassenden Coppée läßt besonders das Gebet des Patrioten in diesem Gedichte lebendig vor unsere Seele treten.

„O Gott, jetzt bete ich für Frankreich. O nein, du kannst unmöglich dieses edle Land verlassen, das ehedem so Großes für deine Ehre getan hat. Es hat sich den Ehrennamen verdient, „dein Krieger" zu sein. Heute erheben alle seine Kirchen und Kathedralen ihre Türme gleich stehenden Armen zu dir hinauf. Vergiß, ja vergiß in deiner unendlichen Barmherzigkeit die lange Zeit, seit der es der Allgewalt dieser gottlosen Staatsmänner untersteht, die da deine Priester verfolgen, deine Dienerinnen von den Sterbebetten verjagen und deine Namen ausmerzen aus dem Buche des Schulkindes. Jetzt ist es müde ihrer Tyrannenherrschaft. Du siehst wie es zittert unter dem Joche der gottlosen Politiker. Es erkennt nunmehr, daß diese Männer der Zerstörung in ihrer tollen Wut nur seinen Degen brechen wollen — den Degen des hl. Ludwig und der Kreuzzeuge. Seine Fahnen werfen sie in den Schmutz, wo bald vielleicht der Fuß eines Eroberers auf ihnen herumstampft. Guter Gott, hab Erbarmen mit Frankreich, mit deinem Frankreich. Zu seiner Rettung hast du einst Genoveva erweckt und eine Jeanne d'Arc bewaffnet mit dem Schwerte eines deiner Erzengel. Errette es aus dieser Schmerzensstunde, wo sein Unglück ihm seine Fehltritte klar macht, jetzt, wo es an Sühne denkt, jetzt wo der Hauch einer Wiedergeburt des Glaubens gespürt wird, jetzt, wo zahlreiche Söhne — unter ihnen ich einer der letzten — auf den Knien beten."

Wie merkwürdig ist dies Gebet Coppées im heutigen Weltkriege in Erfüllung gegangen! Wird nun wirklich ein Wiedererwachen Frankreichs zum religiösen Glauben der Vergangenheit der Dank für die Rettung sein? — —

Noch ein letztes Moment müssen wir namhaft machen: Coppées Religion. Die Religion gibt dem Menschen erst die rechte Weihe und, besitzt er diese nicht, vermissen wir an ihm die Signatur einer großen Persönlichkeit. Das mußte sich auch Coppée sagen. Von Haus aus hatte er eine religiöse Erziehung erhalten, aber bald nach seinen ersten literarischen Erfolgen war eine Erkältung eingetreten. Wenn nun auch Coppée nirgends den Unglauben predigt und seine Geschichten nicht eigentlich unmoralisch genannt werden können, so fehlt es doch nicht an bedenklichen Stellen und pikanten Partien, die das eine oder andere Werk etwas „zugkräftiger" machen sollten. Auf die Dauer aber vermochte den Dichter sein Unglaube nicht zu befriedigen. Das in der Jugend in seiner Seele entzündete Feuer flackerte wieder auf. Die erstorbenen Ideale traten lebendiger vor seine Seele. „Als ganz Paris," sagt Baumgartner, „staunend zu dem vollendeten Eifelturm aufblickte und die göttlichen Triumphe des Kapitals und des Industrialismus verherrlichte, sah er lächelnd zu den altersgrauen Türmen von Notre-Dame hinüber und stand nicht an, sie als das Schönere und Größere zu besingen. Dieser echt ideale Zug hat ihn der christlichen Wahrheit immer näher und näher gerückt." Vorbereitet ward diese Rückkehr zum Christentum schon zu Anfang der 90er Jahre. Leiden und Krankheiten wiesen ihm endgültig den Weg zu Gott und zum Glauben

seiner Jugend. Seine seelische Umwandlung schildert er in der 1898 erschienenen Bekentnisschrift: „La bonne souffrance" — „Rettendes Leiden", ein Buch, das in einem Jahre 75 Auflagen erlebte. Im Vorworte heißt es: „Im Laufe des letzten Jahres, nach einer Reihe von Krankheitsfällen, die mich an den Rand des Grabes brachten, bin ich zu den Uebungen der katholischen Religion zurückgekehrt, die ich seit meiner Jugend aufgegeben hatte." Es sind ergreifende Akzente, die er in dem Buche anschlägt. Durch Nacht zum Licht, durch Leid zu Gott, das ist der Grundton. Er hält die arbeitende Klasse für die glücklichste, weil da wohl die meisten zu finden seien, denen man den Trost des Gebetes nicht rauben könne. Sie gelten ihm als die Bevorzugten des Herrn, denen der Heiland einen besondern Platz in seinem Reiche vorbehalten habe. Eine wahre Freude ergreift ihn, daß er infolge seines Leidens wenigstens noch am Abend seines Lebens am Elend dieser Welt teilnehmen kann. Nachdem er offen vor aller Welt seine innere Umwandlung bekannt, war er in Vers und Prosa wiederholt als mutiger Anwalt der Kirche aufgetreten, was ihm natürlich von den Gegnern nicht verziehen wurde. Im Lager des Unglaubens fand sein letztes Werk eine sehr abfällige Beurteilung. Kein Wunder! Noch am 20. August 1894 hatte der „Temps" geschrieben: „Coppée ist stets den Gedanken treu geblieben, die er 1885 den Schülern einschärfte: ‚Gardez aux lettres les petits coins, où poussent les fleurs de l'imagination, qui parfument la vie et qui l'embellissent. Le bonheur n'est pas dans les certitudes; l'idéal seul, l'idéal qu'on ne peut, hélas, concevoir et contempler que dans de trop rares moments, en donne l'illusion." Wie wenig er sich in religiöser Hinsicht gleich geblieben und keineswegs in der Ungewißheit das wahre Glück gesehen, beweisen die kurz vor seinem Tode unter seinem jugendlichen Bilde geschriebenen Verse:

„Évoquant le passé confus
Devant mon portrait de jeunesse
Et doutant qu'on m'y reconnaisse,
J'écris tristement: Tel je fus."

François Coppée gehört demnach zur Gruppe der „großen Bekehrten": Brunetière, J. K. Huysmans, Paul Bourget und anderer. Wie Bourget durch das eindringende Studium der menschlichen Seele, durch die Psychologie, Brunetière durch den Rückschluß von der sozialen Nützlichkeit des Christentums auf dessen Wahrheit, Huysmans auf Grund der Kunst, so fand Coppée an Hand des Leidens den Weg zurück zur Wahrheit, zur katholischen Religion, zu Gott. Merkwürdige Ironie des Schicksals! Fast zu derselben Zeit, da unter der offiziellen Vertretung von fast ganz Frankreich die Asche des naturalistischen Rapsoden des „Débacle" und der „Mutter Erde" (La terre), Zola, unter pompösen Kundgebungen ins Panthéon geführt wurde, gab eine sympathieerfüllte Menge auch François Coppée das Totengeleite. Zwei ungleiche Söhne einer großen Mutter!

Bücherecke.

Wasserzieher, Dr. E., Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. XLIII und 158 S. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1918. Geb. Mk. 6.—.

Ein etymologisches Nachschlagewerklein, das, weil es reichen Inhalt mit handlicher Form und mäßigem Preis verbindet, nicht nur wie Kluge, Weigand usw. in die Bücherei des Lehrers paßt, sondern auch dem Schüler zur Anschaffung empfohlen werden kann. Im ersten Teil werden die allgemeinen Richtlinien der Entwicklung unseres Sprachgutes geboten, während der zweite das eigentliche Wörterbuch ausmacht. Da haben in wohltuendem Gegensatz zu manchen umfangreicheren Werken auch kirchliche Fachausdrücke eine besondere Beachtung gefunden. Einband und Papier lassen nur allzu deutlich erkennen, daß das Buch im Kriegsjahr 1918 herausgekommen ist.

B. E.

5. Jahrgang Nr. 4. 26. Juni 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Kirchliche Zustände und Ereignisse während der Mediation. — Der Monolog an die Geige im „Luthier de Crémone“ von François Coppée. — Die Kunst als Geschichtsquelle und Erziehungsfaktor. — Bücherecke.

Kirchliche Zustände und Ereignisse während der Mediation 1803—1815.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

Sang- und klanglos war die helvetische Republik im Jahre 1803 untergegangen. Inzwischen hatte Napoleon als erster Konsul das Erbe der Revolution angetreten. Geleitet von überlegenem Verständnis für die Eigenart und die Bedürfnisse des Schweizervolkes, vielleicht auch von einer Art Zuneigung zum Lande der alten Freiheit, das mit seiner eigenen Heimat eine gewisse Aehnlichkeit besaß[1]), aber noch viel mehr bewogen von der Absicht, sich an der militärisch wichtigen Schweiz einen schwachen und darum fügsamen Nachbarn zu sichern[2]), schuf er in der Mediationsverfassung den starren Einheitsstaat der Helvetik in ein föderatives System, einen lockern Bundesstaat um[3]). Die Kantone erhielten ihre Selbständigkeit und eine gewisse Souveränität zurück; in den Landsgemeindekantonen lebten die alten freiheitlichen Volksregierungen wieder auf, für die übrigen war die repräsentative Demokratie vorgeschrieben. Eine Tagsatzung, wofür jeder Kanton einen Abgeordneten zu „instruieren“ hatte[4]), entschied über Krieg und Frieden, schloß Bündnisse, Handelsverträge und Militärkapitulationen, verfügte über die kantonalen Militärkontingente, ernannte den General und schlichtete Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern. Da sie aber mehr einen bloßen Kongreß als eine Zentralbehörde darstellte, war die Ausführung ihrer Beschlüsse sehr stark vom guten Willen der Kantone bedingt[5]). Ihren Sitz nahm sie mit jährlichem Wechsel in der Hauptstadt eines der sog. „Direktorialkantone“, drei reformierten: Zürich, Bern und Basel, und drei katholischen: Freiburg, Solothurn und Luzern. An der Spitze der Tagsatzung stand der „Landammann der Schweiz“. Es war dies jedesmal der Schultheiß des wirklichen Direktorialkantons. Der Landammann führte das eidgenössische Siegel und übte neben der Geschäftsleitung, wie sie schon der „Vorort“ vor 1798 besessen hatte, auch die ständige diplomatische Vertretung der Eidgenossenschaft und eine von der Tagsatzung unabhängige, formell eng-

---

[1]) Vgl. Decurtins, Katholizismus (in: Paul Seippel, Die Schweiz im 19. Jahrh. II. 98).

[2]) Vgl. Hilty, Politisches Jahrbuch der Schweiz. Eidgenossenschaft, Bern 1886, 32; Brief von Custer und Blum vom 29. Dezember 1802 an Statthalter Gschwend, bei G. J. Baumgartner, Geschichte des schweizer. Freistaates und Kantons St. Gallen, I. 1868, 553 f.; u. a.

[3]) Daher die widersprechenden Bezeichnungen des neuen staatlichen Gebildes. Baumgartner aaO. II. 1: „Tatsächlich war die Schweiz als Bundesstaat organisiert mit Annäherung an die Grundsätze eines bloßen Staatenbundes.“ Aehnlich Hilty, Die Bundesverfassungen der Schweiz. Eidgenossenschaft 1891, 372. Gustav Vogt, Zur Charakteristik der schweiz. Mediationsakte, Zürich 1884, 20 kennzeichnet die Schweiz während der Mediation als Staatenbund; Th. Curty: Die Schweiz im 19. Jahrhundert, 317 als „ein Mittelding zwischen Bundesstaat und Staatenbund“. Ueber die Entstehung der Mediationsakte s. Hilty, Politisches Jahrbuch 1896, 1 ff.

[4]) Die Vertreter der sechs Kantone mit über 100,000 Einwohnern (Graubünden wurde dazu gerechnet, obgleich es die vorgeschriebene Zahl nicht hatte) verfügten, außer wo es sich um gerichtliche Beilegung von Streitigkeiten unter den Kantonen selbst handelte, über je zwei Stimmen.

[5]) Vgl. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte, I, Zürich 1845, 197 ff u. a.

begrenzte, aber in einer starken Hand doch ziemlich dehnbare Bundesgewalt aus [1]).

Allerdings lastete die Oberherrschaft Frankreichs, das nun ein eigentliches Protektorat über die Schweiz ausübte, schwerer auf dem Lande als selbst während der Helvetik und wirkte lähmend auf alle Verhältnisse ein [2]). Dennoch wurde die Neuordnung fast von allen Parteien wie eine Erlösung empfunden und begrüßt und lebte noch lange nach ihrem Verschwinden in der Erinnerung der Zeitgenossen als außerordentlich glänzendes Bild fort [3]). Begreiflicherweise! Sie schaffte die fremden Truppen aus dem Land und schuf durch sorgfältige Regelung der Finanzen den Boden für eine gesunde Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens. Nach all dem Kriedselend, nach den langen politischen Wirrsalen mit ihren erbitternden Kämpfen brachte sie die ersehnte Ruhe. Indem sie das dem schweizerischen Volksgeiste widerstrebende Prinzip des starren Einheitsstaates fallen ließ und den Kantonen den selbständigen Haushalt zurückgab, stellte sie die spezifische Lebensform der schweizerischen Gemeinwesen wieder her, wie sie sich während fünf Jahrhunderten ausgestaltet hatte. Anderseits behielt sie die Zentralisation in den notwendigsten Punkten bei und „verhinderte eine unhaltbare Reaktion, deren Tendenz auf die Herstellung früherer, ihrer innerlichen Lebenskraft beraubter Zustände gerichtet war" [4]). So blieben denn vor allem die Vogteien abgeschafft, und die alten Untertanenländer, der Aargau, Thurgau, Tessin und die Waadt, dann noch St. Gallen und Graubünden rückten als gleichberechtigte Glieder an die Reihe der dreizehn alten Orte. Die aristokratische Staatsform verschwand, und in den Städtekantonen wurde eine bedingte Rechtsgleichheit zwischen Hauptort und Landschaft hergestellt. Der wirklichen Volksherrschaft stand man indes noch recht fern; wohl waren die äußern Formen demokratisch, der Geist aber, der regierte, war der aristokratische, und, abgesehen von den Landsgemeindekantonen, blieb dem Volke fast jede erhebliche Betätigung bei der Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten entzogen [5]).

Wie auf dem politischen, so führte die Mediation auch auf dem kirchlichen Gebiete bessere Verhältnisse herbei. Die Kirche sah sich von den zentralen Zwangsfesseln wieder befreit, wenn auch der Vorschlag, „alle in Kirchen- oder Religionssachen einschlagende Gegenstände sollen wie ehemals abgesondert und nur von der betreffenden Religionspartei allein behandelt werden" auf der Tagsatzung nicht durchdrang [6]), was den Keim zu vielen späteren Zwistigkeiten legte. Die Verbindung mit Rom wurde wieder aufgenommen, ein neuer Nuntius erbeten, feierlich abgeholt und begrüßt [7]); in allen Kantonen wurden die alten Landeskirchen wieder unter den verfassungsmäßigen Schutz des Staates gestellt [8]) und der Gesetzgebung ein christlicher Charakter aufgeprägt [9]).

Ein besonderes Kapitel bildet hier die Klosterfrage. Zu Beginn der Helvetik schien der Untergang der schweizerischen Stifte und Klöster besiegelt zu sein. Aber schon seit 1800 besserte sich ihre Lage einigermaßen. Die in buntem Wechsel sich folgenden Regierungen suchten die Volksgunst wie durch politische Zugeständnisse, so besonders durch Beseitigung der drückendsten Bestimmungen auf dem religiösen Felde zu gewinnen [10]). Die klosterfeindlichen Gesetze

---

[1]) Jakob Kaiser, Repertorium der Abschiede der eidgenössischen Tagsatzungen aus den Jahren 1803 bis 1813. 2. Auflage. Bern, 1886, 478 ff. Vgl. auch K. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, II. Zürich 1852, 160 ff. J. Schollenberger, Geschichte der schweizer. Politik, II, Frauenfeld 1908, 76. Etwas skeptischer betrachten die Stellung des Landammanns: K. Hilty, Polit. Jahrbuch 1886 58; Numa Droz, Politische Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, bei Paul Seippel aaO. I 111; u. a.

[2]) Vgl. N. Droz aaO. 127. Schollenberger aaO. 95 ff. Dierauer, Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft, V, Gotha 1917, 313 ff. Hilty aaO. 220 nennt die Zeit der Mediation jene „der größten politischen Erniedrigung der Schweiz während ihrer ganzen Geschichte" und aaO. 200 „ein beständiges Ausweichen vor einer förmlichen Annexion".

[3]) Tillier aaO. Vorwort S. II. Ph. A. Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern IV Luzern 1858, 725; derselbe, Sammlung kleiner Schriften Bern II 1879, 379. Schollenberger aaO. 83.

[4]) Segesser, Rechtsgeschichte aaO.

[5]) Baumgartner aaO. II 10 f. Hilty aaO. 155 u. a.

[6]) Kaiser, Repert. 143; Hilty behauptet aaO. 90 versehentlich das gerade Gegenteil.

[7]) Vgl. Tillier aaO. II 117.

[8]) Kaiser, Repert. 396 ff. (kantonale Verfassungen).

[9]) Vgl. E. Heer, Das aargauische Staatskirchentum von der Gründung des Kantons bis zur Gegenwart, Wohlen 1918, 19 ff. H. Fehr, Staat und Kirche im Kt. St. Gallen, St. Gallen 1889, 8 ff. u. a.

[10]) P. F. Segmüller, Blätter aus der Kirchengeschichte der Schweiz zur Zeit der Mediation und Restauration, Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln, 1897 3.

wurden aufgehoben oder doch außer Wirksamkeit gesetzt. Immerhin hatte dieses Verhalten nur opportunistischen Charakter, und die Klöster blieben in ihrem Bestande gefährdet [1]).

Da brachte Napoleons Vermittlungsakte eine durchschlagende Aenderung. Der erste Artikel ihrer Schlußbestimmungen verfügte: „Die Güter, die vormals den Klöstern gehörten, sollen alle wieder zurückgestellt werden, sei es, daß diese Güter in dem nämlichen oder in einem andern Kanton gelegen seien" [2]). Damit war, wenigstens mittelbar, die Fortexistenz der Klöster festgelegt. Es war nur folgerichtig, wenn nun auf der Tagsatzung der Antrag gestellt wurde, es solle den Klöstern mit den Gütern auch das Recht der freien Selbstverwaltung zurückgegeben und ihr Fortbestand durch die Erlaubnis der Novizenaufnahme gesichert werden. Man einigte sich nur auf den ersten Punkt [3]). Der zweite blieb dem guten Willen der einzelnen Stände überlassen, der sich zum Teil sehr langsam, zum Teil gar nicht einstellte [4]). Und wenn dann die Tagsatzung sich bloß zur Einladung erschwang, mit Säkularisationsakten nicht fortzuschreiten, wenn selbst die folgenden, von zehn Kantonen aufgestellten Grundsätze die allgemeine Billigung nicht fanden: daß Klöster nur durch Konkordate mit dem päpstlichen Stuhl aufgehoben werden können, daß die Aufnahme von Novizen keine Einschränkung erleiden dürfe, welche die Fortdauer eines Klosters gefährden könnte, und daß diese Grundsätze auf alle Klöster Anwendung zu finden haben, die sich dem Staat und der Gesellschaft nützlich zu machen bestreben [5]), so setzt dies einen offenen Widerstand gegen die Ausführung des Klosterartikels der neuen Verfassung voraus. Diese Opposition machte sich in der Tat geltend von seiten der liberalen Partei.

Die Mediationsakte hatte den helvetischen Patrioten, den Vertretern des Jungliberalismus, eine furchtbare Enttäuschung gebracht. Der Einheitsstaat, in welchem sich die liberale Meinungstyrannei so leicht hätte ausüben lassen, war zertrümmert, die verhaßte Kirche erhob wieder ihr Haupt. Dennoch gab die Partei ihren Standpunkt nicht verloren und wußte sich, dank der ihr eigenen Geschmeidigkeit und den undemokratischen Bestimmungen der einzelnen kantonalen Verfassungen, an vielen Orten die Oberhand wieder zu sichern, vorab in den paritätischen unter den neuen Kantonen.

Diese, in erster Linie St. Gallen und der Thurgau, kämpften von Anfang an zielbewußt gegen die Klöster, und wenn sie sich schließlich auch noch zur Widerherstellung eines Teiles davon bequemten, so arbeiteten sie doch durch die Aufrechterhaltung des Novizenverbotes ihrer spätern Vernichtung vor. Wirklich wurden im Kanton St. Gallen das Benediktinerkloster St. Johann im Thurtal (1805), das Kloster der Benediktinerinnen in St. Georgen (1812) und das Damenstift Schännis (1811) aufgehoben, im Thurgau das Klarissinnenkloster Paradies auf den Aussterbeetat gesetzt, im Aargau das Zisterzienserinnenkloster Olsberg (1806), im Tessin das Augustinerkloster in Bellenz (1812) säkularisiert. In Luzern blieb das durch die Helvetik seiner Bestimmung entfremdete Ursulinerinnenkloster, im Berner Jura blieben die Prämonstratenserabtei Bellelay, die Kapuzinerklöster zu Pruntrut und Delsberg und alle Frauenklöster aufgehoben [6]).

Das größte Verbrechen in dieser Hinsicht, ein sprechendes Zeugnis der brutalen Rücksichtslosigkeit des Liberalismus und seines völligen Mangels an Rechtsgefühl wie an historischem Sinn und jeglicher Pietät war die in empörender Verletzung der Vermittlungsakte vollzogene Vernichtung der ehrwürdigsten und verdientesten Kulturzentrale der Schweiz, der mehr als tausendjährigen Abtei des hl. Gallus, die dem späteren Kanton Namen und Bedeutung gegeben hatte (1805 bezw. 1823). Die Anklage, die G. J. Baumgartner gegen diese Tat erhoben hat, steht immer noch aufrecht: „Der Vandalismus der Revolution, irreligiöser Mutwille, der Geist seichter Aufklärerei, demagogischer Hochmut und protestantische

[1]) aaO. 4 ff.
[2]) Kaiser, Repert. 491.
[3]) Kaiser, Repert. 147 ff. Vgl. Tillier aaO. II 124 ff; Hilty aaO. 90 ff. u. a.
[4]) Vgl. darüber Segmüller aaO. 8 f. W. Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert I Leipzig 1903 644** u. a.
[5]) Kaiser, Repert, 149.
[6]) Baumgartner aaO. 249. Segmüller aaO. 7. f. G. Mayer in der Schweiz. Rundschau I 1900|01 121 (Aufzählung der während des 19. Jahrhunderts in der Schweiz aufgehobenen Stifte und Klöster. Die beiden daselbst erwähnten Kapuzinerklöster zu Rheinfelden und Laufenburg gingen infolge Mangels an Personal etc. ein).

Antipathie vereint haben das Stift St. Gallen, mit ihm die Wiege der Wissenschaft und aller geistigen Kultur in den st. gallischen Landen, auch deren unermüdliche Pflegerin daselbst, gewaltsam und frevelhaft zerstört [1])." Die Streitigkeiten, die sich auf der Tagsatzung wegen des Klosterartikels der Mediationsurkunde erhoben, waren eigentlich nur die Begleiterscheinungen des Kampfes für und gegen das St. Galler Stift[2]) und hatten darin ihren Ursprung. Der führende Kopf auf seiten der Klostergegner war Karl Müller von Friedberg, ehemals st.-gallisch-fürstäbtlicher Landvogt im Toggenburg, ein außerordentlich begabter Mann, ein Meister in diplomatischen Ränken, aber ebenso verwegen und rücksichtslos als schlau und heuchlerisch [3]). Eidbrüchig, ein Verräter der Aebte, die seine Familie und ihn erhoben hatten, verfolgte er sein Ziel durch alle möglichen Intriguen, durch irreführende Darstellungen [4]), Lügen [5]), Verleumdungen [6]), Bestechungen [7]), verfassungswidrige [8]) und terroristische [9]) Akte. Umsonst bemühte sich der tüchtige Fürstabt Pankratius Forster in unermüdlichem, heldenmütigem Kampf um die Wiederherstellung des Stiftes, die ebensosehr durch eine gerechte Politik wie durch das Interesse der Katholiken geboten war [10]). Leider wurden die Bestrebungen seines Gegners durch die Gütergier des Volkes, die Lässigkeit selbst der noch gut gesinnten Katholiken [11]), und ganz besonders durch die Umtriebe des damaligen päpstlichen Auditors auf der Nuntiatur in Luzern, Cherubini, unterstützt, der keinen Anstand nahm, seinen Auftraggeber, den Papst, und die katholische Sache in der Schweiz zu verraten [12]).

Scheinbar nicht so gewalttätig, aber mit tieferer und weiterer Wirkung unternahm der Liberalismus den Kampf gegen die Kirche durch die sogen. „Wessenbergischen Reformen". (Schluß folgt.)

Der Monolog an die Geige im „Luthier de Crémone" von François Coopée.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni.

Eine kleine Probe aus Coppées Schriften möge das in den letzten Nummern der „Mittelschule" vom Dichter entworfene Bild noch etwas vertiefen. Wir wählen dazu den Monolog Filippos an seine Geige im „Luthier de Crémone". Zu seinem Verständnis ist eine kurze Inhaltsangabe des kleinen Schauspiels nötig, dessen Hauptideen wieder in ganz einzigartiger Weise die hervorstechenden Züge der Muse Coppées beleuchten.

Der unlängst verstorbene Podestà von Cremona hat, um seiner Vaterstadt den alten Ruhm in der Verfertigung der Saiteninstrumente zu sichern, für das beste Instrument, das aus der Hand eines cremo-

[1]) Baumgartner aaO. I 421.
[2]) Oechsli aaO. I 644.
[3]) Vgl. J. Oesch: Die Aufhebung des Klosters St. Gallen, „Ostschweiz" 27. Sept. 1915 Nr. 225. Dierauer: Müller-Friedberg. Lebensbild eines schweizer. Staatsmannes. St. Gallen, 1884 behandelt, sogar nach Hilty, Pol. Jahrbuch 1886, 85[1]), „diesen sehr konservativen und ebenso versatilen Staatsmann mit der natürlichen Vorliebe des Biographen noch etwas zu günstig."
[4]) Vgl. Dierauer, aaO. 255. Oesch „Ostschweiz" 27. Okt. 1915 aaO.
[5]) Baumgartner aaO. II 142.
[6]) Baumgartner aaO. II 78.
[7]) Baumgartner aaO. II 66.
[8]) Baumgartner aaO. II 108, 202 ff.
[9]) Baumgartner aaO. II 172 ff.
[10]) Gewiß hat Abt Pankratius Forster gefehlt, indem er, woran gegen G. J. Baumgartners Darstellung festzuhalten ist, sich zu lange an die herrschaftlichen Hoheitsrechte der Abtei klammerte. Aber er war schließlich doch bereit, darauf zu verzichten. Seine beharrlichen Bemühungen für die Rettung des Stiftes als Zudringlichkeit zu bezeichnen, dazu braucht es schon ein gewißes Maß Borniertheit. Sogar der liberale Tillier, (Gesch. der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte II 157) gesteht: „Wer den Abt näher kannte, mußte den geistig kräftigen Mann, der mit bloßem Anerkennen der mit dem Stift getroffenen Veränderungen sich ein reichliches Auskommen verschaffen konnte, und sich, weil er die Wiederherstellung desselben für ihm heilig vertraute Amtspflicht hielt, dem Mangel und der Armut unterzog, immerhin hoch verehren." Vgl. auch Dierauer, aaO. 235; Baumgartner aaO. II 49.
[11]) Oesch aaO. 27. Sept. 1915 Nr. 225.
[12]) Baumgartner aaO. II 175. Alex. Baumgartner, S J., Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St. Gallen, Freiburg i. B. 1892 S. 13.

niſchen Arbeiters hervorginge, ſeine goldene Kette als Preis ausgeſetzt. Das hat den alten Taddeo Ferrari, den Meiſter der Lautnergilde von Cremona, mit Freude und Stolz erfüllt, und da er ſchon lange gerne einem würdigen Eidam ſein rühmlichſt bekanntes Atelier abgetreten hätte, ſo fügt er der ausgeſetzten Belohnung noch das feierliche Verſprechen hinzu, demjenigen, der im öffentlichen Wettbewerb die goldene Kette erringen würde, ſeine einzige liebenswürdige Tochter, Giannina, zur Frau zu geben. In der Werkſtätte des alten Meiſters arbeiten zwei Geſellen, Sandro und Filippo, wackere Burſchen, die beide an dem Wettbewerb teilzunehmen gedenken. Sandro iſt ſchön und ſtark, ein tüchtiger Kenner ſeines Faches. Seit langem hat er eine Neigung für die Tochter ſeines Meiſters, die auch erwidert wird. Filippo iſt ein von der Natur ſtiefmütterlich behandeltes Kind. Ein häßlicher Buckel macht ihn zum Gegenſtand des Spottes aller derer, die ſeine ſchöne Seele nicht kennen. Giannina iſt gegen den armen Buckeligen, ſeit dem Tage, da ihn der Vater als frierenden Bettelknaben vor der Türe ſeines Hauſes mitleidsvoll aufgenommen, ſtets freundlich und zuvorkommend geweſen und hat ſich alle Mühe gegeben, ihm ſein ſchweres Los erträglich zu machen. In Filippos mißgeſtaltetem Körper wohnt eine Künſtlerſeele, die ihn dem Meiſter lieb und teuer macht; drum iſt er auch entſchloſſen, für den Fall des Sieges die Hand ſeiner Tochter in Filippos zu legen. Sandro fürchtet die überlegene Kunſt ſeines Kameraden in der Konſtruktion der Inſtrumente. Eiferſucht erfüllt ſein Herz, die alte Freundſchaft zwiſchen beiden hat ein Ende. Filippo, kindlich und naiv, hat das fürſorgende Mitleid Gianninas als Liebe gedeutet, und da er in Folge eines neu erfundenen Firniſſes, der ſeinem Inſtrumente einen wundervollen Ton verleiht, ſeines Sieges ſicher iſt, hofft er Gianninas edles Herz durch ſeine vollendete Kunſt im Geigenbau und Geigenſpiel für ſich gewinnen zu können. Doch eine jähe Aufklärung zerſtört alle ſeine Illuſionen. Gannina iſt ob dem Spiel einer herrlichen Sonate auf Filippos Geige in Tränen ausgebrochen, und zu ſeinem tiefſten Schmerze muß er erfahren, daß es nicht Freudentränen ſind, wie er anfangs geglaubt, ſondern Tränen des Schmerzes und der Angſt. In zarteſter Weiſe, von tiefem Mitleid für den armen Filippo ergriffen, teilt ihm Giannina ihre Neigung zu Sandro mit, ſo wie ihre Furcht, dieſer möchte im Wettbewerb unterliegen. Die wohlwollende Liebe zum mißgeſtalteten Freunde und die innige Zuneigung zum Erkorenen ihres Herzens kämpfen einen harten Kampf. Doch Filippo iſt edel, er kann Giannina nicht leiden ſehen. Aus den Ruinen ſeines Glückes flammt nicht der Haß, ſondern die geläuterte Liebe der Entſagung. Nachdem ihn Giannina verlaſſen, rafft er ſich zu einem heroiſchen Entſchluſſe auf. In einem Schranke wohlverwahrt liegen beide Geigen, über deren Vortrefflichkeit in Kürze das Urteil fallen ſoll. Raſch entſchloſſen tauſcht Filippo die beiden Inſtrumente, legt das ſeinige in den Geigenkaſten Sandros und umgekehrt. Dann ruft er den ahnungsloſen Sandro zu ſich und bittet ihn als loyalen Gegner auch ſeine Geige zum nahen Rathaus, wo die Preisrichter warten, zu tragen, weil er ſich nicht gerne auf der Straße zeige. Sandro erklärt ſich dazu bereit und geht. Doch es dauert nicht lange und er kehrt in höchſter Aufregung zurück. Die Verſuchung iſt gar zu verlockend geweſen. Unterwegs hat er die Geigen vertauſcht, und jetzt, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſtürzt er Filippo zu Füßen, bittet ihn um Verzeihung und erklärt ſich zu jeder Genugtuung bereit. Nun ſetzt ihn Filippo von ſeiner edlen Tat in Kenntnis, ſagt ihm wie er durch den Austauſch beider Inſtrumente bereits zu ſeinen Gunſten auf Gianninas Hand verzichtet habe. Ueberwältigt vom Edelmute ſeines Gegners bekennt Sandro: „Du allein biſt Gianninas würdig, ich verzichte auf ſie; ich will fliehen, um ob meiner Tat vor ihr nicht erröten zu müſſen. Leb wohl.“ Doch es iſt zu ſpät. Bereits kommt freudeſtrahlend der alte Meiſter mit der geſamten Gilde. Zwei Pagen in den Farben der Stadt tragen auf einem Kiſſen die Kette des Podeſtà, auf einem andern die mit Blumen und bunten Bändern geſchmückte Geige Filippos. Tiefgerührt umarmt der alte Ferrari ſeinen buckeligen Geſellen, überreicht ihm die goldene Kette und begrüßt ihn in Gianninas Gegenwart als Eidam. Doch Filippos Entſchluß ſteht feſt. Er nimmt die Kette, legt ſie Giannina um den Hals und ſagt: Ich übergebe ſie der ſchönen Giannina als Brautgeſchenk für den Tag, wo mein Freund Sandro ihr Gemahl wird. Ich ziehe aus in die weite Welt, ich bin zufrieden, wenn ich hier nur noch in der Erinnerung lebe, mir bleibt als einziger Troſt meine Geige.

Ist in diesem Stücke nicht wieder der ganze Coppée erkennbar in seiner grenzenlosen Herzensgüte? Ist Filippo nicht so recht aus dem Herzen Coppées geschnitten? Drückt er vielleicht den Schmerz ob seinem eigenen Schicksal aus, das ihn, weil oft leidend, veranlaßte, Junggeselle zu bleiben? Wir wissen es nicht. Aber das Wohlwollen, die für andere sich hinopfernde Liebe ist nun einmal das schlagende Herz dieses kleinen Schauspiels und zur Liebe, zur Güte und zum Wohlwollen stimmt es jeden, der es liest.

Einen besondern Reiz bietet nun der Monolog Filippos an seine Geige. Er findet sich in der 6. Szene des Einakters und stellt den Augenblick dar, wo sich Filippo von seinem Instrumente, das bald zum Preisgerichte getragen werden soll, verabschiedet. Unsere Uebersetzung vermag die Schönheit des Originals nur annähernd wiederzugeben:

So komm, noch einmal will ich wiedersehen,
Geliebtes Werk, o teure Schöpfung, dich,
Ob der ich armer schwacher Kunstgesell
Vor Langweil aufgerieben Tag um Tag
Und Nacht um Nacht mich rastlos abgemüht.
O komm hervor, bald naht der Augenblick,
Wo sanft aus deines Busens Tiefen sprudeln
Ein schwatzend „scherzo" und ein weinend „lento".

O, komm laß noch einmal dich beseh'n, betasten!
Nicht wecken will ich deines Klanges Atem,
Nur widerspiegeln soll zum letzten Male
Mein Auge sich in deines Holzes Gold,
Dein und mein Ruhm macht Trennung uns zur Pflicht.
So hör! Magst edel durch die Welt du zieh'n,
Magst ein Zigeunerleben bloß du führen,
Magst du der Städte Volk zum Tanze locken,
Magst vor der großen Welt, an Königshöfen
Entzückend klingen unter Künstlerfingern,
Im gutenGlauben an den Geist der Dinge...
Bitt ich, mein teures Instrument, beim Abschied
Recht innig dich, nur den nicht zu vergessen,
Der dir die schönen Flammentöne lieh,
Den weltverlaßnen, buckeligen Jungen,
Der seine Seele ganz dir eingehaucht".

Für uns hat dieser Monolog noch ein besonderes Interesse, weil wir uns dabei fast notwendig an einen andern ähnlichen Inhaltes erinnern, den Monolog Wilhelm Tells an seine Armbrust. Er findet sich in Schillers bekanntem Drama 4. Aufzug, 3. Auftritt. Unwillkürlich fragt man sich, ob Coppée hier nicht von Schiller inspiriert ist. In den Literaturwerken der Völker tauchen zuweilen Ideen auf, die eine große Aehnlichkeit miteinander haben und bei aller Verschiedenheit eine gewisse innere Verwandschaft bekunden. Man fragt sich allen Ernstes, ob man es mit ganz selbständigen, wirklich originellen Gedanken zu tun hat, die der Menschengeist zu ganz verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, unter wesentlich andern Verhältnissen ausgehegt, oder ob sich vielleicht eine Brücke schlagen, ein Weg finden ließe, auf dem die geistigen Güter der Vergangenheit, ähnlich wie die materiellen, von einer Nation zur andern gelangen konnten. Coppée wird nun Schillers „Wilhelm Tell" höchst wahrscheinlich gekannt haben, allerdings nicht im Original, da er ja kein Deutsch verstand, wie er selbst bekannte, aber wenigstens in der französischen Uebersetzung. Doch wir möchten deshalb dem Dichter des „Luthier de Crémone" nicht zu nahe treten. Er hat dem Monologe Filippos an seine Geige die Stimmungen seiner eigenen weichen Seele eingehaucht und darin Akzente angeschlagen, in denen der edelste Teil der âme française sympathisch mitschwingt. Coppée ist originell in seiner Art. Mit Réne Doumic, dem feinen Kenner der französischen Literatur möchten wir sagen: „L'originalité consiste non pas à tirer quelque chose de sa propre substance, mais à mettre aux choses communes sa marque individuelle. C'est proprement ce qu'on appelle inventer (Ecrivains d'aujourd' hui p. 191).

François Coppée's Werke werden sich nie überleben. Was aus so tiefem Herzen kommt, wird auch stets den Weg zum Herzen finden, zumal es so naturgetreu geschildert ist. Weil den Werken Coppées eine allgemein menschliche Note anhaftet, wird er besonders ein Lieblingsschriftsteller des Volkes bleiben, ohne dadurch in der Achtung der Gebildeten zu sinken. Ein moderner französischer Dichter sagt mit Recht von ihm: „Er hat die Kunst der Menge nahe gebracht, ohne sich von den Künstlern zu entfernen. Er gefällt den Einfachen wegen der wahren Einfachheit seiner Gedanken, den Feinschmeckern wegen der wundersamen Feinheit seiner Technik, und darum gehört er zu jenen, deren Ruhm durch die Popularität nicht geschmälert werden kann."

Die Kunst als Geschichtsquelle und Erziehungsfaktor.

Von Martin Vögeli.

Die Kunst, der Stil der Kunst läßt uns das geistige Leben und die Geschmacksrichtung bestimmter Zeitabschnitte, Völker, Schulen und Meister erkennen. Repräsentiert sich die Kunst als Malerei, Bau-, Dicht- oder Tonkunst, stets haben wir an ihr eine Chronik der Kulturgeschichte. Ein kurzer Blick in die Geschichte der Baukunst beweist es uns. Die Aegypter, Griechen und Römer stellten ihrer Macht und Kraft entsprechend Bauten von riesigen Dimensionen auf. Die Griechen verliehen ihrem Idealismus dadurch Ausdruck, daß sie edelste Göttergestalten in wundervoller Vollendung schufen, ihrer Kraft dadurch, daß der mächtige, scharfkantige, ornamentalische Schmuck nur auf Fernwirkung rechnete und ihrer Phantasie, indem sie sich in phantastischen Darstellungen bewegten: Centauren, Pan (Menschen mit Bock-, Fisch- und Pferdeleibern). Bei den Römern aber, die so oft die nüchternen Gestalten der Germanen zu sehen bekamen, finden wir diese Tiergestalten wieder, doch realistischer.

Auch der romanische Stil trägt Zeichen der Zeit an sich: mächtige, burgähnliche Bauten mit Ornamenten, die uns mit ihren abenteuerlichen, schwerfälligen Menschen- und Tierfiguren, Drachen, Lindwürmern und Gnomen an gar wunderliche Erzählungen erinnern. Wie zeugt wieder die Gotik, die ihre Vorbilder im schlanken Tannenwalde und im knorrigen Eichenhaine, in der Germanenheide, wo Epheu, Distel, Mohn und Rebe üppig wuchern, hat, vom schlichten, ernsten, frommen Sinn der Germanen. So könnten wir alle Epochen aus allen Gebieten der Kunst betrachten und fänden: Die Kunst entspricht ihrer Zeit.

Daraus läßt sich auch die wunderbare Harmonie der Künste erklären. Oder passen denn die markig naiven Figuren der Gotik nicht prächtig zu den harmlosen Liedern der Minnesänger, paßt die heutige Malerei nicht vortrefflich zur modernen Musik? Paßt sie aber nicht ebenso gut zum heutigen Volkscharakter? Gewiß. Hat nun die Kunst ihren Stil aus dem Zeitgeist, oder dieser seinen Charakter aus der Kunst geschöpft? Zweifelsohne ist sie das echte Kind ihrer Zeit, nicht nur heute, sondern durch die ganze Geschichte; denn es gab einen Zeitgeist, einen Volkscharakter, bevor es eine Kunst gab. In der Kunst lebt das Volk gleichsam nochmals, in der Kunst findet sein Leid und seine Freude ihr Abbild. Insofern ist jedes Kunstwerk ein Stück Seele seiner Zeit, ein Stück Biographie, eine Geschichtsquelle.

Was konnten wir deshalb von einem Heine viel mehr erwarten als Vergiftetes und was mehr von der Architektur des 17. Jahrhunderts als den Perückenstil? — Weil die Kunst ein Produkt der Seele ist, so hat sie wieder einen Einfluß auf die Seele; sie erzieht. Das Kunstwerk vermag wie die Presse Gefühle und Gedanken auf andere zu übertragen, und darin liegt die große Bedeutung der Kunst als Erziehungsfaktor. Den altbekannten Satz: „Was man liest, das wird man", können wir ganz richtig auf unser Auge überhaupt anwenden. Der Mensch bildet sich nicht von innen heraus, sondern er wird von außen herein gebildet. Durch Auge und Ohr wird an ihm mehr getan, als er glaubt. Wohl hat der Mensch Triebe und Anlagen, aber deren Richtung wird erst durch die Erziehung bestimmt. Hodler hatte große Anlagen zur modernen Malerei. So sehen wir ihn in den ersten Jahren seines Wirkens nach der alten Schule schöpfen, bis seine Seele so gebildet war, daß aus ihr eine impressionalistische Malerei naturnotwendig quellen mußte.

Die Kunst ist ein Erziehungsfaktor, sie hilft unsern Geist modeln und unsern Charakter stempeln. Aus Geist und Charakter bildet sich aber unsere Weltanschauung, unser ganzes „Sein", und daraus können wir auf die Macht der Kunst zurückschließen.

Aus der ganzen Betrachtung ergibt sich für den Erzieher folgendes:

Die Kunst und ihre Geschichte kann im Geschichts-, Deutsch- und Religionsunterricht vortrefflich und mehr, als es bis jetzt geschah, verwendet werden.

Die Kunst ist in der Hand des Erziehers ein kräftiges Erziehungsmittel, mit dem er seine Zöglinge für alles Sittliche, Hohe und Erhabene gewinnen, ebenso sehr vor aller Schundliteratur und Schundmusik und vor allen Schundbildern bewahren kann. Er wahre sie aber gegen eine unsittliche Kunst, die überdies keine Kunst ist; denn die Bedingung der Sittlichkeit gehört so notwendig zum Wesen der Kunst, wie die Eierschale zum Ei.

Bücherecke.

Scheiwiler, Dr. Albert, Geſchichte des Chorſtiftes St. Pelagius zu Biſchofszell im Mittelalter. Frauenfeld, Huber & Co., 1918.

In Heft 3/4 des letzten Jahrganges der Zeitſchrift für Geſchichtsunterricht „Vergangenheit und Gegenwart“ iſt ein Aufſatz: „Chorherrenſtifter“ erſchienen. Schon ſeine Veröffentlichung in dieſem Organ und noch mehr die dürftige Art der Behandlung zeigt, daß die Geſchichtslehrer im allgemeinen offenbar in dieſen Gegenſtand nicht allzu tief eingeweiht ſind. Und doch fehlt es in Deutſchland an einſchlägigen Monographien nicht. Dagegen ſind, wie der Verfaſſer vorliegender Arbeit richtig bemerkt, ſchweizeriſche Dom- und Kollegiatſtifte bis jetzt nur ſelten in den Kreis geſchichtlicher Unterſuchung gezogen worden. Um ſo dankbarer begrüßen wir jede Abhandlung, welche ſich mit dieſen Inſtituten befaßt, zumal wenn ſie mit jener Sachkenntnis, Ueberſichtlichkeit und Pietät geſchrieben iſt, die Scheiwilers Geſchichte des Chorherrenſtiftes Biſchofszell auszeichnen. Aus den Reſultaten ſeiner kritiſchen Unterſuchung der Gründungsgeſchichte ſeien hier erwähnt, daß mit größter Wahrſcheinlichkeit Biſchof Salomon I. und nicht Salomon III. als Stifter angenommen werden muß, daß ferner Biſchofszell nie Benediktinerkloſter war. Die ſchon 1482 nachweisbare Roſenkranzbruderſchaft in Biſchofszell iſt jedenfalls die erſtbekannte der Schweiz und eine der älteſten überhaupt; es ſind m. W. nur vier frühere feſtgeſtellt, nämlich Douai 1470, Köln 1475, Liſſabon 1478, Schlesweg 1481. Leider ſind die Nachrichten über die Stiftsſchule ſehr ſpärlich; ſie muß aber gerade am Ende des Mittelalters wiſſenſchaftlich auf der Höhe geſtanden ſein. Gerne hätten wir neben den Abſchnitten über Gründung, Satzungen und Siftsgut noch ein Kapitel „Pröpſte und Chorrherren“ geſehen. Im übrigen können wir nur wünſchen, daß der Verfaſſer auf dem Stoffgebiet, auf dem er ſich ſo glücklich eingeführt hat, weiter arbeiten möge. Durch ſeine Stellung als Profeſſor an der Kantonsſchule in Frauenfeld iſt ihm ja das Material zu ähnlichen Unterſuchungen über die beiden andern thurgauiſchen Chorherrenſtifte, Ittingen und Kreuzlingen, in unmittelbare Nähe gebracht. B. E.

Johannes Meyer, Ord. Præd., Liber de viris illustribus Ordinis Prædicatorum, herausgegeben von Fr. Paulus v. Loë, Ord. Præd. (Quellen und Forſch. zur Geſch. der Dominikanerordens in Deutſchland. Heft 12. Leipzig, Otto Haraſſowitz, 1918. VIII und 92 S. Mk. 6.—.

Unſere Schweizergeſchichten, ſelbſt Hürbin, wiſſen von dieſem Johannes Meyer nichts zu melden, obwohl er, ein Stadtzürcher, unſerm Lande mehr zur Ehre gereicht als manche, deren Namen uns häufiger begegnen. War er doch in der Mitte des 15. Jahrhunderts der Hauptförderer der Reform des Dominikanerordens im ſüdweſtlichen Deutſchland und der Schweiz. Daneben betätigte er ſich als fleißiger Schriftſteller, wodurch er für die Geſchichte der deutſchen Myſtik und des Predigerordens von nicht zu unterſchätzender Bedeutung geworden iſt. Die vorliegende Schrift bietet kurze Notizen über eine Reihe durch Stellung, Wiſſen oder Heiligkeit hervorragende Mitglieder des Ordens. Die meiſten Angaben hat Meyer aus älteren Quellen geſchöpft, dagegen haben ſeine Bemerkungen über die Inſaſſen des Basler Konventes und der benachbarten Klöſter ſelbſtändigen Wert. Intereſſant iſt auch der Anhang, der ſich mit der Erneuerung des Frauenkonventes in Gebweiler und mit dem Basler Domherrn und nachherigen Dominikaner Joh. Kreutzer befaßt, auf den dieſe Reform zunächſt zurückgeht und dem Meyer das ganze Werklein gewidmet hat. Durch ein Namenverzeichnis erleichtert uns der Herausgeber die Benutzung. B. E.

Was in der Schule du gelernt, iſt's wohl vergebens,
Weil du gebrauchen es nicht kannſt im Lauf des Lebens?
O nein, den Acker hat zum Anbau es entwildet,
Zum Weſentlichen hat's dich förmlich vorgebildet.
So was im Leben ſelbſt, der großen Schule, du
Gelernt haſt, bringſt du nicht umſonſt dem Himmel zu.
Du mußt die irdiſchen Aufgaben nur recht treiben,
Und ewig wird davon die Segenswirkung bleiben. Rückert.

5. Jahrgang Nr. 5. 31. Juli 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Einige Bedenken gegen die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit des Herrn. — Kirchliche Ereignisse in der Schweiz während der Mediation — Bemerkungen zu dem Wort „Kanone“.

Einige Bedenken gegen die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit des Herrn.

Von Dr. P. Theodor Schwegler O. S. B., Einsiedeln.

In Nr. 3 der „Mittelschule“ (philologisch-historische Ausgabe) dieses Jahrganges hat Dr. Herzog, Baldegg, kurz die Gründe zusammengestellt, die für eine bloß einjährige Wirksamkeit des Herrn sprechen. Die dort genannten Gründe hatten den Verfasser dieser Zeilen in den Jahren des Theologiestudiums ebenfalls zu einem eifrigen Anhänger und Verfechter der bloß einjährigen Wirksamkeit Christi gemacht. Diese Ueberzeugungsglut des jugendlichen Heißsporns wurde aber nach einiger Zeit bedeutend abgekühlt, als er durch den mit den Grundsätzen der Geschichtsforschung wohl vertrauten Professor der Kirchengeschichte und Exegese (P. Fridolin Segmüller) auf einige schwache Stellen der Beweisführung aufmerksam gemacht wurde. Die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit Christi sagt dem Verfasser zwar immer noch zu, und er begrüßt jedes neue Forschungsergebnis, wodurch für diese Lehre neue Beweise geliefert oder ihr entgegenstehende Schwierigkeiten beseitigt werden. Insbesonders freute ihn die Feststellung, daß τετράμηνος in Joh. 4, 35 nicht die Zeit bis zur Ernte, wie man bisher annahm, sondern seit der Aussaat bedeutet. Es bleiben indes immer noch mehrere Schwierigkeiten, die der Verfasser als zur Zeit noch nicht befriedigend gelöst betrachten kann, so daß ihm diese Annahme als noch ziemlich zweifelhaft erscheinen muß. Einige dieser Schwierigkeiten seien hier genannt.

Die Begründer der Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit Christi (van Bebber und Belser) haben sehr richtig herausgefühlt, daß die Worte τὸ πάσχα in Joh. 6, 4 der Prüfstein ihrer Lehre sind; denn mit der Echtheit dieser Worte fällt und steht die Annahme einer bloß einjährigen Wirksamkeit Christi. Wenn diese Worte echt sind, dann fallen in das öffentliche Leben Jesu drei Osterfeste ein: eines am Beginne (Joh. 2, 13; 23), eines am Schlusse (Joh. 11, 55; 12, 1; 13, 1) und das in Joh. 6, 4 genannte im Verlaufe der öffentlichen Wirksamkeit. Das zuletzt genannte einem der beiden andern gleichsetzen, erweist sich als unmöglich und wäre eine Vergewaltigung der johanneischen Darstellungsweise. Diese Osterfeste aber setzen eine mindestens zweijährige Wirksamkeit Christi voraus.

Nun müssen die Vertreter der einjährigen Wirksamkeit zugeben, daß in allen uns überhaupt bekannten Handschriften des griechischen Urtextes sowie der ältesten Uebersetzungen (der syrischen Peschito und latein. Itala) die Worte τὸ πάσχα vorkommen. Die Bibelwissenschaft unterscheidet nun verschiedene Stämme oder Familien von Handschriften, die schließlich auf unmittelbare Abschriften der Urschrift zurückgehen oder doch auf solche, die der Urschrift nahe stehen. Wenn nun alle Handschriften, auch die ältesten, die uns erreichbar sind, eine Stelle enthalten, so muß diese schon in jenen ersten Abschriften gestanden haben. Wenn aber alle Abschriften, von denen überhaupt Handschriftenfamilien abstammen, gewisse Worte enthielten, so waren diese schon in der Urschrift vorhanden. Denn wie bei

jedem andern Werke wurden die unmittelbaren Abschriften doch nicht samt und sonders bei demselben Anlasse oder von derselben Person angefertigt, sondern es sind, wenn nicht alle, so doch die Großzahl unabhängig voneinander entstanden. Es ist nun nicht gerade wahrscheinlich, daß alle unabhängig von einander entstandenen ersten Abschriften eine Stelle (in unserm Falle τὸ πάσχα in Joh. 6, 4) aufweisen, die in der Urschrift fehlt; oder daß Handschriften abstammen nur von den Abschriften, die eine Stelle enthalten, von den andern aber nicht. Solange also keine alten Handschriften aufgefunden werden, in denen bei Joh. 6,4 τὸ πάσχα fehlt, sind wir auf die äußern Zeugnisse hin gezwungen anzunehmen, daß diese Worte schon in der Urschrift standen.

Freilich ist auch dann, meines Erachtens, die Sache noch nicht endgültig entschieden. Die Urschrift, die unter der Leitung des Hl. Geistes entstand, konnte allerdings keine Unrichtigkeiten enthalten; aber gegen das Anbringen von nachträglichen Zusätzen zumal in Form von Randbemerkungen war sie nicht geschützt. Es erzählt nun das dem 2. Jahrhundert angehörende muratorische Fragment, daß Johannes auf göttlichen Auftrag hin sein Evangelium schrieb, während die Mitjünger und Bischöfe nach der Vollendung Einsicht davon nehmen sollten. Die Spuren dieser Durchsicht findet Belser, und, wie mir scheint, nicht mit Unrecht in Joh. 1, 15; 19, 35; 21, 24. Diesen Versen wird man am besten gerecht, wenn man sie als die schriftliche Bezeugung und Bestätigung der Mitjünger betrachtet. Solche Zusätze können nun auch von andern, weniger berechtigten Personen gemacht worden sein. Wenn dies bei der großen Verehrung, die man den hl. Evangelien zollte, auch nicht gerade wahrscheinlich ist, so wird man die Möglichkeit nicht schlechthin bestreiten können. Auf derartige Zusätze aber wird sich die Inspiration doch kaum erstrecken. — Vom textkritischen Standpunkt aus kann man also nur mit geringer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß in Joh. 6, 4 τὸ πάσχα nicht stand.

Aber wie, wenn die Kirchenväter an dieser Stelle das τὸ πάσχα nicht lasen? Daß diese Stelle ohne die genannten Worte angeführt wird, ist bis jetzt nicht bekannt. Indes äußern sich mehrere Kirchenväter so, daß wir uns heute zu schließen gezwungen glauben, sie hätten an unserer Stelle die fraglichen Worte nicht vorgefunden; denn sonst hätten sie anders schreiben müssen. Diese Schlußfolgerung dürfte aber doch etwas übereilt sein. Das hauptsächlichste Bestreben der Väter in den Schriften geht doch zumeist dahin, die Glaubens- und Sittenlehre der hl. Schrift und der Evangelien insbesonders darzulegen und zu verteidigen. Wenn sie aber in das Gebiet der eigentlichen Geschichte hinübergreifen, da haben sie nicht immer Glück. So nimmt z. B. Tatian in seiner Evangelienharmonie (Diatessaron) die beiden Tempelreinigungen zusammen, während doch die bei Johannes (2, 14 ff) am Anfange, die von den Synoptikern berichtete (Mth. 21, 12; Mk. 11, 15; Lk. 19, 45) am Ende des öffentlichen Lebens stattfand. Anderswo wird der reiche Fischfang beim Beginn der galiläischen Wirksamkeit (Lk. 5, 4 ff.) und nach der Auferstehung (Joh. 21, 1 ff.) zusammengenommen. In seiner 5. Homilie läßt Gregor der Große das Brüderpaar Petrus und Andreas erst am galiläischen Meere zum ersten Mal mit dem Herrn zusammentreffen (Mth. 4, 18—20). Nach obiger Beweisführung hätte also in den von Gregor benützten Handschriften der Abschnitte Joh. 1, 35—42; 2, 1 ff., wo die Begegnung am Jordan erzählt wird, gefehlt, was doch niemand behaupten will. Nein, es hat den Vätern für die geschichtliche Aufeinanderfolge und Einordnung der Ereignisse das kritisch geübte Auge, das kritisch geschulte Verständnis gemangelt. Die Zeit zum historisch kritischen Studium der Hl. Schrift war eben noch nicht gekommen. Unter solchen Umständen mußte ein τὸ πάσχα in Joh. 6, 4 für die Väter nicht die Bedeutung haben wie für die heutigen Schrifterklärer, brauchte ihnen nicht die exegetischen Bedenken zu erregen wie uns heutzutage. Demnach erscheint es dem Verfasser doch als sehr zweifelhaft, ob aus dem Verhalten der Väter auf die Unechtheit des τὸ πάσχα in Joh. 6, 4 geschlossen werden dürfe.

Als letzten Grund für eine bloß einjährige Wirksamkeit Christi führt Dr. Herzog an, daß Christus sein öffentliches Leben im 15. Kaiserjahre des Tiberius, also im Frühling des Jahres 29 unserer Zeitrechnung begann und nach astronomischer Berechnung am 7. April des Jahres 30 schloß.

Daß nun in Lk. 3, 1 die Kaiserjahre des Tiberius [28./VIII 767 n. d. Gr. Roms (14 u. Z.) — 16./III. 790 (37 u. Z.)] gemeint seien, hat wohl triftige Gründe für sich. Eine Mitregentschaft mit Augustus ist aber doch nicht so unsicher, wie es im

Artikel heißt; Klemens von Alexandrien (Strom. 21) gibt sie auf vier Jahre an, sich auf zeitgenössische Chronologen berufend; und die römischen Geschichtsschreiber sind einer Mitregentschaft nicht entgegen. Auch müssen die Worte *Καῖσαρ* und besonders *ἡγεμονία* nicht durchaus notwendig vom Alleinherrscher ausgesagt sein; selbst Pilatus wird *ἡγεμών* genannt (Mth. 27, 2; Lk. 3, 1). Wenn der hl. Lukas die Berechnungen nicht selber anstellte, sondern diese Angaben aus bereits vorhandenen Aufzeichnungen schöpfte, wer garantiert uns dann, daß dort nicht die Jahre der Mitregentschaft mitgezählt sind?

Aus den Angaben, daß Christus unter Pontius Pilatus (26—36 u. Z.) am jüdischen Osterfeste (15. Nisan) starb, das damals auf den Rüsttag oder Freitag fiel, berechnete man astronomisch den 7. April 783 (30 u. Z.) als das Todesdatum Christi. Dabei wird aber stillschweigend vorausgesetzt, das die Juden von damals ihre Festzeiten rechnerisch, etwa nach einem Zyklus, wie seit alters die Christen, bestimmten. Dies trifft aber erst für eine bedeutend spätere Zeit zu. Regel war allerdings, daß der Monat an dem Tage angefangen wurde, an dem sich zuerst die Mondsichel in der Abenddämmerung zeigte, und wenn die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche erst am 16. Nisan oder später eintraf, schaltete man einen zweiten Monat Adar (Weadar) ein. Den Ausschlag über den Anfang der Monate und die Wahl der Schaltjahre gab aber der Hohe Rat, der oft willkürlich verfuhr und sich von allerlei Rücksichten leiten ließ. So schrieb nach dem Talmud der Rabbi Gamaliel, der Lehrer des hl. Paulus, an die Juden in Babylonien und Medien: „Wir machen auch hiemit bekannt, daß wir, da die Tauben (zum Opfer) noch zu zart und die Lämmer (zum Passah) noch zu jung sind, auch die Zeit des Abib (Erntemonat) noch nicht herangekommen ist, in Vereinigung mit unsern Kollegen es für nötig erachtet haben, dem Jahr 30 Tage zuzulegen." (Nach Kellner, Heortologie, S. 37 u. 38). Darum bezeichnet es der sachverständige Ideler (Handbuch der Chronologie I, 512) als unmöglich, ein weit zurückliegendes jüdisches Datum mit Sicherheit in das julianische oder in ein anderes umzurechnen.

Sodann sagt eine Reihe von Väterzeugnissen — Hontheim, S. J. zählt im „Katholik" 1906 deren mehr als ein Dutzend auf —, daß Christus im 15. Jahre des Kaisers Tiberius [28./VIII. 781 (28 u. Z.) — 28./VIII. 782 (29 u. Z.)] oder unter den Konsuln Fufius Geminus und Rubellius Geminus [1./I. – 31/XII 782 (29 u. Z.)] gestorben sei. Freilich bezeichnen auch vereinzelte und spätere Zeugnisse das Jahr 783 (30 u. Z.) als Todesjahr Christi. Es hält nun allerdings schwer, im Jahre 782 (29 u. Z.) den 15. Nisan auf einen Freitag fallen zu lassen, denn die astronomischen Daten, der 19. März oder 17. April fallen auf einen Montag bezw. Dienstag. Aber wie weit die Astronomie hier zuständig ist, wurde bereits gesagt, und die auf das Jahr 782 lautenden Väterzeugnisse lassen sich auch nicht einfach beiseite schieben oder mittelst eines Kunstgriffes ohne weiteres für das Jahr 783 beanspruchen.

Endlich gibt auch die Stelle Lk. 2, 23 etwas zu denken. Danach war Christus bei seinem Auftreten ungefähr (*ὡσεί*) 30 Jahre alt. Diese Angabe wird bei einem Schriftsteller wie beim hl. Lukas sich weniger auf das Urteil der Leute stützen, die Jesum bloß nach dem Aussehen auf 30 Jahre einschätzten, als vielmehr auf die Aussagen der nächsten Anverwandten Jesu. Während es im ersten Fall auf mehrere Jahre zu viel oder zu wenig nicht ankommt, sind im zweiten Falle die Grenzen dieses „ungefähr" doch bedeutend enger gesteckt. Nun, war Christus bei der Anbetung der Weisen ein bis zwei Jahre alt, denn Herodes ließ die Kinder von Bethlehem töten im Alter von zwei Jahren und darunter gemäß der Zeit, die er von den Weisen genau erforscht hatte (Mth. 2, 7; 16). Daß Herodes längere Zeit wartete, oder daß der Stern den Weisen schon vor der Geburt oder gar vor der Empfängnis Christi erschien, gehört ins Gebiet der Unwahrscheinlichkeiten. Der Aufenthalt der hl. Familie in Aegypten dauerte gewiß nicht bloß ein paar Tage oder Wochen, wenn man auch nicht mit einzelnen Vätern hiefür fünf und mehr Jahre anzunehmen braucht. So mochte Jesus bei der Rückkehr nach dem Tode des Herodes (Mth. 2, 19) mindestens zwei, wenn nicht mehr Jahre alt sein. Herodes der Gr. aber starb im Frühjahr des Jahres 750 (4 vor Beginn u. Z.) (Hontheim, Katholik 1907). Dann aber wurde Christus spätestens um die Jahreswende 747 auf 748 geboren. — Daß der 25. Dezember nicht der historische Geburtstag Christi ist, wissen alle, die sich mit

der Geschichte dieses Festes näher befaßt haben (s. Kellner, Heortologie S. 96 ff). — Setzt man nun das Auftreten Christi auf das Jahr 782, so war er damals gewiß 34 Jahre alt, was sich mit dem ὡσεί λ' in Lk. 3, 23 doch nicht gut vereinen läßt.

Angesichts der innern Gründe, die für eine bloß einjährige Wirksamkeit Christi sprechen, wünschte der Verfasser aufrichtig, es wären die äußern Gründe, die schließlich den Ausschlag geben, etwas besser, als sie sich gezeigt haben. Vorderhand ist es des Verfassers Ansicht, daß die menschliche Wißbegierde bei den Daten des Lebens Jesu ebenso wenig auf die Rechnung kommt wie die gewisser Fragesteller im Evangelium (Lk. 13, 23; 24; Apost. Gesch. 1, 6 ff; Joh. 21, 21; 22).

Kirchliche Ereignisse in der Schweiz während der Mediation 1803—1815.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Die „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts hatte die Aristokratie und das Bürgertum der Schweizerstädte von Westen her, infolge der unmittelbaren Berührung mit den französischen Freigeistern erreicht. Sie schlug auch einen Teil der katholischen Geistlichkeit der Schweiz in ihren Bann, aber dies vorzüglich auf dem Umweg über Deutschland und deshalb in der Form des deutschen Rationalismus, der mehr von den englischen Deisten als von den französischen Atheisten inspiriert war und in der Philosophie Kants seine letzte Ausprägung erhalten hatte. Diese rationalistische Richtung war zunächst auf den protestantischen Hochschulen herrschend geworden, wo sie dem orthodoxen Luthertum und Calvinismus den Todesstoß versetzte, hatte dann aber auch an vielen katholischen Universitäten und Ordensschulen Deutschlands und Oesterreichs die Lehrer der Theologie in ihre Kreise gezogen. [1]) Die Folgen blieben nicht aus. „An Stelle der Dogmatik trat eine seichte Religionsphilosophie, die alles Uebernatürliche und Geheimnisvolle möglichst beiseite ließ und die spezifisch konfessionelle Glaubenslehre durch ein dem Zeitgeist möglichst entsprechendes ‚gereinigtes Christentum' ersetzen wollte. In der Kirchengeschichte wurden die großen Männer früherer Jahrhunderte, insbesondere die Denker des Mittelalters, ein heiliger Anselm, Bernhard, Thomas von Aquin, Bonaventura, nicht mit dem Maßstab ihrer Zeit gemessen, sondern mit dem einer selbstgefälligen Aufklärung geprügelt. Die exegetischen Studien richteten sich vorzüglich darauf, die in der Hl. Schrift erzählten wunderbaren Tatsachen ‚historisch zu retten', indem man, in gewalttätigster Weise an ihnen herumdeutend und herumzerrend, sie durch natürliche Vorgänge zu erklären suchte." [2]) Das Kirchenrecht war vollständig von den jansenistisch-gallikanischen Ideen beherrscht, wie sie Febronius festgelegt hatte; es schränkte die Kirche auf das rein ‚geistliche Gebiet' ein und unterwarf sie der Obedienz des Landesherrn. [3])

Starken Vorschub erhielten diese theologischen Verirrungen durch den berüchtigten Illuminatenorden, der sich zu großem Teil aus aufgeklärten katholischen Geistlichen zusammensetzte. Ein Seitenstück zur Freimaurerei, verfolgte dieser revolutionäre Geheimbund als sein letztes, allerdings nur den wenigsten Mitgliedern bekannte Ziel die Befreiung der Menschheit vom „Pfaffen- und Schurkenregiment", d. h. von der Offenbarungsreligion und der staatlichen Autorität. [4])

So kehrten denn die meisten schweizerischen Geistlichen, die damals in Deutschland ihre theologische Ausbildung suchten, als Aufgeklärte und Rationalisten in die Heimat zurück. Daraus erklären sich die Tatsachen, daß wir in der Helvetischen Gesellschaft in den siebziger- und achtziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts so viele katholische Priester finden, und daß zahlreiche glaubens- und kirchenfeindliche Verordnungen

[1]) Vgl. Heinrich Brück, Lehrbuch der Kirchengeschichte[4], Mainz, 1888, 761 ff.; derselbe: Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert, I. Mainz 1887, 15, 391 ff. J. Kard. Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, 4. Auflage von J. P. Kirsch, III. Freiburg i. Br. 1909, 662 ff., 674 ff. Hier auch reiche Literaturangaben.

[2]) Dekurtins aaO. 95.

[3]) Brück am letztangegebenen Orte 398 ff.

[4]) Hergenröther-Kirsch aaO. 679 ff. u. a.

der Helvetischen Regierung von ihnen angeregt waren oder in ihren Kreisen wenigstens verteidigt wurden.

Jetzt sollte diese Geistesrichtung von oben herab nachhaltige und weitgehende Förderung finden. Es war der konstanzische Generalvikar und Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg, der ihr den Namen lieh und das besondere Gepräge gab, und dessen Persönlichkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts „ein ganzes kirchenpolitisches Programm, die katholische ‚Reform'-Bewegung und den Mittelpunkt einer bestimmten theologischen Richtung für die Innerschweiz in sich verkörperte." [1])

Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg wurde am 4. November 1774 zu Dresden als Sohn des kursächsischen Konferenzministers Philipp Karl von Wessenberg geboren. Als nachgeborener Sohn einer altadeligen Familie wurde er nach der Unsitte jener Zeit ohne weiteres für den geistlichen Stand bestimmt und kaum neunjährig zum Domherrn in Augsburg, Basel und Konstanz ernannt. Schon im Elternhaus erhielt er die ersten Eindrücke, die für sein späteres Wirken maßgebend waren: das politische Ideal seines Vaters war der Kaiser Joseph II. Die Gymnasial- und Universitätsstudien Heinrichs vollends fielen in die Blütezeit des Rationalismus: in Dillingen und Würzburg, wo er philosophische und theologische Fächer hörte, herrschten Kant und die Aufklärung. In Wien, wohin er sich von Würzburg aus wandte, widmete er sich fast ausschließlich kameralistischen und schöngeistigen Studien. Diese Umstände mögen zu einem Teile für die Orientierung seiner kirchlichen Wirksamkeit als Entschuldigung dienen.

Im Jahre 1800 ernannte ihn der Fürstbischof von Konstanz, Freiherr von Dalberg, der nachmalige Erzbischof von Regensburg und Fürstprimas des Rheinbundes, zu seinem Generalvikar. So sah sich der junge Subdiakon (Wessenberg ließ sich die Priesterweihe erst 1812 erteilen), vor eine gewaltige Aufgabe gestellt. Das Bistum Konstanz gehörte mit seinen rund 900,000 Katholiken zu den größten Diözesen Mitteleuropas. Von der Schweiz umfaßte es fast alles, was innerhalb der deutschen Sprachgrenzen liegt: die vier Waldstätte, Zug, Glarus, Appenzell, Schaffhausen, Thurgau und Teile vom Aargau und von Solothurn. Dazu kamen die außergewöhnlichen Anforderungen der Zeit. Die Helvetik hatte alle Verhältnisse umgestürzt. Es galt jetzt, „klaffende Gegensätze zu versöhnen, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, die verwilderten Geister zu christlicher Sitte und Lebensanschauung zurückzuführen, die Pastoration, das kirchliche Wirken den neuen Aufgaben und veränderten Verhältnissen anzupassen, durch ein intensiveres Eingreifen der Seelsorge zu ersetzen, was der Kirche an äußeren Stützen genommen war. Das neue Kirchenregiment mußte eine Aera des Aufbaus und der Reform sein." [2])

Das hat Wessenberg mit richtigem Blick erkannt, sofort setzte er alle Kräfte ein, um „eine wahre Verbesserung der kirchlichen Zustände" herbeizuführen. Und er hätte in der Tat „ein Reformator im guten Sinne des Wortes, ähnlich einem hl. Karl Borromäus und Franz von Sales und so vielen andern werden können". [3]) War er doch ein Mann von seltener Begabung und Arbeitskraft, klar und ausdauernd in seinen Unternehmungen, weltgewandt und formensicher; dazu kamen vielseitige Kenntnisse und ein sehr praktischer Blick. Wo er konnte, förderte er gemeinnützige Veranstaltungen; hohe Verdienste hat er sich vor allem um das Unterrichtswesen erworben, [4]) wenn er auch dabei, wie die Aufklärer durchweg, einem einseitigen Intellektualismus huldigte. Sein Privatleben war makellos. Besonders wird ihm große Mildtätigkeit nachgerühmt.

Wenn Wessenberg trotz alledem statt als Reformator als Revolutionär in der Kirche wirkte, so trug daran neben dem Mangel

[1]) A. Henggeler, Der Untergang des kanonischen Rechtes in Luzern und die Stellung der Geistlichkeit, Luzern 1909, gedrucktes Manuskript, 192. — Das Beste, was katholischerseits über Wessenberg erschien, ist wohl C. Nörbers ausführlicher Artikel „Wessenberg" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon² XII Sp. 1343 ff. Eine (nicht ganz vollständige) Angabe der Wessenbergliteratur findet sich bei J. B. Müller: Ignaz Heinrich v. Wessenberg, ein christlicher Pädagog, Paderborn 1916 48 ff. Vgl. noch Segmüller aaO. 12 ff. K. Müller: Das Bistum Konstanz und die Reformen Wessenbergs, Schweiz. Kirchen-Zeitung 1904, 185 ff.; A. Lauter: Das Wessenberg-Archiv, Bestand, Inhalt und Bedeutung desselben, Schweiz. Kirchen-Zeitung 1905, 273 ff. Wessenberg und die Klöster im Jahre 1802 nach Briefen aus dem Wessenberg-Archiv in Konstanz, gesammelt von A. Lauter, herausgegeben von A. Henggeler, Schweiz. Kirchen-Zeitung 1908, 220 ff.

[2]) Lauter, S. K. Z. 1905, 278; vgl. Lauter-Henggeler S. K. Z. 1908, 483.

[3]) K. Müller aaO. 193.

[4]) Wessenbergs Verdienste um Schule und Erziehung sind eingehend, aber nicht ohne Vorein-

an Charakter [1]) vor allem die Befangenheit in den Zeitideen und die Oberflächlichkeit seiner Ausbildung schuld. Es fehlte ihm ebenso sehr an tieferem theologischem Wissen wie an gründlicher kanonistischer Schulung. Zum Sieg über die Irrtümer und Vorurteile seines Jahrhunderts, wie etwa sein Lehrer Sailer, hat er es nie gebracht. Die Kluft, die zwischen Protestantismus und Katholizismus gähnt, existierte für ihn nicht. Von dem Wert und der Kraft der katholischen Glaubensüberzeugung hatte er keine Ahnung. Wenigstens in seinen früheren Jahren war er dem Glauben überhaupt entfremdet. Er leugnete die göttliche Einsetzung der päpstlichen und bischöflichen Gewalten und betrachtete die Offenbarung als einen Wahn, der zur Not als ein nützliches Vehikel für die Erziehung des „gemeinen Christenhaufens" vorderhand noch beibehalten werden dürfe, aber verschwinden müsse, sobald die Massen einmal für den „freien Glauben" reif werden. [2]) So war denn auch die Kirche in seinen Augen keineswegs eine übernatürliche Institution, die Braut und der Leib Christi und das Prinzip unseres innern Lebens, sondern lediglich eine weltliche Versittlichungsanstalt mit einer rein natürlichen Ethik und entsprechendem natürlichem Endziele.

Aus diesem grundfalschen Begriffe von der Kirche, den man mit Recht den eigentlichen Kernpunkt des Wessenbergianismus genannt hat, erklärt sich alles, was wir von Wessenbergs Reformen und Reformvorschlägen ablehnen müssen. [3]) Manches, was er angestrebt oder eingeführt, verrät ein glückliches Organisationstalent und ist geblieben oder in späteren Zeiten von den kirchlichen Behörden verwirklicht worden. [4]) Aber unter dem „Schutt", den er aus der Kirche schaffen zu müssen glaubte, befanden sich leider auch kostbarste und ehrwürdigste Erbgüter: die kirchlichen Zeremonien, die Weihungen und Segnungen, die „übermäßige" Verehrung Marias, das Brevier- und Rosenkranzgebet, Prozessionen und Wallfahrten, die Bruderschaften, die öftere Beicht,

---

genommenheit gewürdigt bei J. B. Müller aaO. 55—188. Siehe auch Hunziker, Geschichte der Schweiz. Volksschule II 358 ff.

[1]) Der preußische Gesandte Niebuhr sprach Wessenberg in einem Bericht über ihn anläßlich seines Aufenthaltes in Rom 1817 die „Charakterwürde" ab. Wessenberg freilich schreibt selber: „Es sind zwei Dinge in der Welt, worüber der Rechtschaffene mit sich niemals markten läßt: innere wohlgeprüfte Ueberzeugung und Würde des Charakters" (J. B. Müller aaO. 187). Tatsächlich scheint aber die Eitelkeit, die ihn schon in seiner Jugend „scheu vor ungünstiger Beurteilung machte und insofern an unbefangener Aeußerung seiner Ansichten hinderte" (J. B. Müller aaO. 9), auch im Alter ihn nicht verlassen zu haben. Interessant ist in dieser Hinsicht, was Annette von Droste-Hülshoff 4. Mai 1842 über einen Besuch Wessenbergs an L. Schücking schreibt: „Ich habe Dir schon gesagt, daß Wessenberg hier war. Seine Persönlichkeit ist jetzt weder angenehm noch bedeutend. Indessen habe ich ihn zu spät kennen gelernt, da er offenbar schon sehr stumpf ist . . . Du glaubst nicht, mit welcher koketten, kleinlichen Ostentation er mich den übrigen Tag, halb protegierend, halb huldigend zu unterhalten suchte . . . Zudem scheint er mir unbegrenzt eitel. Jede Miene, jede Kopfbewegung hat etwas Gnädiges; sein Gespräch ist durchspickt mit Hindeutungen auf seine literarische und kirchliche Stellung, erlebte Verfolgungen usw., und er bringt passend oder unpassend, überall seinen „intimen Freund, den Erzbischof Spiegel" an, dem er sich auch so genau im Aeußern nachgebildet hat, daß die Aehnlichkeit wirklich frappant ist, und daß der angeborne unnachahmlich schöne Blick in Jenes Gesichte in diesem sich fast lächerlich ausnimmt, weil die natürlichen Züge dagegen protestieren. Kurz, ich meine, diese große Eitelkeit und die allzeit damit verbundene Kleinlichkeit und Schwäche müssen Wessenbergs Bedeutendheit doch immer sehr geschadet haben, und ich kann mich, seit ich ihn gesehen, nicht enthalten, weit mehr diese für das Motiv seiner auffallenden Schritte zu halten als irgend etwas anderes." (Briefe von A. von Droste-Hülshoff und Levin Schücking herausgegeben von Theo Schücking, Leipzig 1893, 55 f.)

[2]) C. Nörber aaO. Sp. 1350 u. a.

[3]) A. Henggeler, Die Reform Wessenbergs in Luzern von 1802—1806, Manuskript.

[4]) So war es zu begrüßen, daß er von den Priesteramtskandidaten die Vollendung eines Seminarkurses verlangte und sie gründlichen Prüfungen unterstellt wissen wollte, daß er den Berufseifer der Geistlichen für die Sonntagspredigten und den Religionsunterricht in den Schulen weckte, die Besserstellung der Vikare gegenüber den Pfarrern anbahnte, den deutschen Kirchengesang beim Volke zu heben suchte, für die Fortbildung des Klerus durch gut geregelte Kapitelskonferenzen usw. besorgt war. (K. Müller aaO. 173 u. a.) Die größere Feierlichkeit der Sponsalien (sie sollen vor dem Pfarrer und zwei Zeugen abgelegt werden), die Vorschrift, daß auch der beste Beichtvater nicht länger als drei Jahre in einem Frauenkloster belassen werde, daß ewige Gelübde erst nach mehrjähriger Probezeit erlaubt werden u. a. (Lauter-Henggeler aaO. 294 u. a.) ist jetzt zum Gesetz geworden. Hier soll auch dankbar anerkannt werden, daß er für den Fortbestand der Klöster in der Schweiz mit Erfolg seine volle Kraft eingesetzt hat (Lauter-Henggeler aaO. 220 ff.). Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß manche seiner Maßnahmen durch unrichtige Anzeigen und böswillige Täuschung von seiten dritter veranlaßt waren. Wenn er seinen Irrtum einsah, scheute er sich nicht, ihn einzugestehen. (Vgl. P. Odilo Ringholz, Wallfahrtsgeschichte U. L. F. von Einsiedeln, 1896, 304. Lauter-Henggeler S. K. Z. 1908 295[3]).

Ablässe usw. [1]) Im Gottesdienst sollte das Lehrhafte, die Predigt, anstatt des Erlösungsopfers und der hl. Sakramente in den Mittelpunkt treten.

Das Ziel aber, auf welches der Reformator vor allem und unter Aufwendung selbst unredlicher Mittel [2]) hinarbeitete, war die Gründung einer nach protestantischem Muster in jeder Hinsicht vom Staate bevormundeten deutschen Nationalkirche. Darum suchte er die Verbindung mit Rom auf jede Weise zu lockern [3]) und führte einen ingrimmigen Kampf gegen die Kurie, erlaubte sich unerhörte Eingriffe in ihre Jurisdiktionssphäre, ersetzte in der Liturgie die lateinische Sprache durch die deutsche, strebte eine „deutschnationale" Erziehung des Klerus an, stellte den Staat über Papst und Bischof und machte ihn zum Herrn der Kirche, entzog der Geistlichkeit jedes Recht der Mitsprache in öffentlichen Fragen usw. Wohin dies alles schließlich führen mußte, hat Wessenbergs Freund, Dekan Burg, unumwunden ausgesprochen: „Es ist unleugbar, daß wir uns in unserer Verbesserung von der römischen Kirche trennen und uns der deutschen protestantischen Kirche nähern müssen." [4])

(Schluß folgt.)

Bemerkungen zu dem Wort „Kanone".

Von Philologus.

Wir leben im Zeitalter der Kasernen und Kanonen, und die Sprache, die die letztern geführt, hat lang genug die Welt in Spannung gehalten. Heute, da sie endlich verstummt sind, wollen wir uns in friedlicher Absicht der Kanone nähern und uns fragen, woher der Ausdruck „Kanone" und die Redensart „unter aller Kanone" eigentlich herkommt. Die Bezeichnung entstammt dem italienischen canone, der Vergrößerungsform zu canna „Rohr". Das Wort ist der Militärsprache erst seit dem Dreißigjährigen Kriege geläufig, wurde aber schon 1558 bei Rivius' „Büchsenmeisterey" namhaft gemacht. Da heißt es „ein Canon oder Karthaunen, so 20 pfund scheußet und 8 schuch lang ist, wigt das Ror 2500 pfund." Fronspergers Kriegsbuch (1586) nennt als Geschützart „Kana, die wigt an jhrem Rohr 75 Centner schwer". (Karl Bergmann, Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

Nach Grimms deutschem Wörterbuch scheint das Wort erst im 17. Jahrhundert aufgekommen zu sein, als die Kriegssprache deutsch-französisch wurde, die des 16. Jahrhunderts war Deutsch, aber mit Italienischem durchsetzt. Fronsperger nennt acht Arten von Geschützen, als die erste die „metzikana", deutsch „scarfmetze", das schwerste Belagerungsgeschütz, das hundertpfündige Kugeln verschoß (ital. mezzicanna, Halbrohr); sodann „Kana, die wir nennen basilisken, die schießen 75 Pfund eisen". Im übrigen wendet Fronsperger stets deutsche Namen an, die uns auch sonst im 18. Jahrhundert begegnen, wie Donnerbüchse, Feuerbüchse, Karrenbüchse. Sogar im 17. Jahrhundert ist das Wort „Kanone" noch we-

---

[1]) Vgl. Segmüller aaO. 13 ff. E. Heer, Das aargauische Staatskirchentum, Wohlen 1918, 7 ff.

[2]) Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland I 309 ff. Vgl. auch Nörber aaO. 1357, Segmüller aaO. 17, K. Müller aaO. 195.

[3]) Wenn J. B. Müller aaO. 25 behauptet: „Wessenberg selbst wollte in Wirklichkeit bestimmt keine romfreie deutsche Nationalkirche, sondern eine romtreue, wie aus allen seinen irgendwie einschlägigen Schriften erhellen dürfte," so stellt er diese Romtreue doch in ein eigentümliches Licht, wenn er einige Zeilen später zugesteht, daß Wessenberg „ganz im Banne gallikanischer, febronianischer und josefinischer Ansichten" war. Vgl. auch Oechsli aaO., I 657: „Bei Wessenberg wimmelte es von Angriffen gegen die päpstlichen Befugnisse," und Erwin Ruck, Die römische Kurie und die deutsche Kirchenfrage auf dem Wiener Kongreß, Basel 1917, 5: „ . . . Was, von Rom aus gesehen, noch schlimmer war: in diesem Klerus und Kirchenvolk trat eine geistig führende Schicht mit Deutschlands höchstem Kirchenfürsten, dem Fürstprimas von Dalberg, und seinem Konstanzer Generalvikar von Wessenberg an der Spitze, gegen die Kurie in die Schranken und proklamierte gemäß Ideen der Aufklärung, des Febronianismus und Episkopalismus, des Territorialismus und Josephinismus, die Abschaffung „papistischer" Mißbräuche, die Reinigung der Kirche, die Zusammenfassung des deutschen Katholizismus zu einer geschlossenen Nationalkirche, die unter einem deutschen Primas aus eigener Kraft und nach germanischem Rechte leben sollte, in freundschaftlichem Einvernehmen mit dem Staate, in nur losem Zusammenhang mit Rom." Immerhin lehnte Wessenberg seinerzeit die Einladung Ronges, an seiner Bewegung teilzunehmen, entschieden ab (18 Okt. 1845): „Ich war stets und bleibe forthin ein treuer Sohn der katholischen Kirche" (bei Segmüller aaO. 17).

[4]) Bei Nörber aaO. 1349.

nig in Gebrauch, gewöhnlich sagt man dafür Stück. Immerhin wird der Büchsenmeister und Kanonengießer Hans Felber von Ulm im 15. Jahrhundert erwähnt, vielleicht aber fehlerhaft für Kannengießer. Im 16. Jahrhundert heißt er Büchsengießer. — Nach der französischen Bezeichnung canon findet sich das Wort auch sächlich gebraucht, Das Kanon. In der Schlacht bei Möckern 1813 hat Leutnant von Sellin mit dem Leutnant von Favrat und sieben Gemeinen aus einem in Ordnung zurückgehenden feindlichen Karren „ein bespanntes Kanon" heraus geholt. Auch R. Wille braucht in seiner Schrift vom Jahre 1870 „Die Riesengeschütze des Mittelalters und der Neuzeit", neben den deutschen Bezeichnungen Geschütz oder Rohr, ausschließlich die Form „Das Kanon", während zur selben Zeit R. Pfister in einer Abhandlung über denselben Gegenstand die Form „Die Kanone" vorzieht.

Zwischen dem Wort Kanone und dem Ausdruck „Unter aller Kanone" herrscht nun allerdings ein sehr loser Zusammenhang. Die Deutung: Kanone heiße grobes Geschütz und was noch unter der Kanone sei, wolle besagen, mehr als grob, ungeschlacht, erbärmlich, schändlich, ist wohl kaum haltbar.

Das Wort Kanone in dem Ausdruck: „Unter aller Kanone" kommt sicherlich von dem griechischen *Κανών* (Kanon), das so viel heißt als Richtschnur, Richtscheit der Zimmerleute, dann übertragen Regel, Vorschrift, Gesetz, Muster Vorbild. Nun rührt *Κανών* allerdings von *Kavva* = Rohr her, das ein semitisches Lehnwort ist, „Kanon" wie „Kanone" haben mithin als gemeinschaftliches Grundwort „canna"; nur scheint man bei dem Begriff „Kanone" mehr die Eigenschaft der canna, in Rücksicht auf ihre Höhlung, Größe und Weite des Rohrs im Auge gehabt zu haben (canna = Rohr), während man bei dem Begriff Kanon die Richtung, das Gerade, die Linie der canna hervorhob (canna = Rohrstab). Weitere Fassung: Querstab, Meßstab.

Kanon heißt dann auch der sich meist gleich bleibende Teil der heiligen Messe, oder des Meßformulars; Kanoniker, die nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift, nach einer gewissen gemeinsamen Regel lebenden Geistlichen. Von Kanon kommt dann auch die Bezeichnung der kanonischen, d. h. der von der Kirche anerkannten biblischen Bücher. Canones heißen auch die Verordnungen der Päpste und der allgemeinen Kirchenversammlungen, die die Grundlage des Kirchen- oder kanonischen Rechtes bilden.

Die Redensart: Unter aller Kanone steht mit dieser letzten Bezeichnung im Zusammenhang und entstammt der Welt der Schule. Wenigstens stellt Professor E. Schwabe in einem Aufsatze der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" diese Hypothese auf und erzählt dazu folgende Anekdote: Die Schüler einer städtischen Lateinschule in Sachsen waren im 18. Jahrhundert im Latein besonders verwahrlost, und das erregte den besondern Ingrimm der studierten Väter der Stadt. Auf ihre Veranlassung hin ließ der Oberpfarrer in sämtlichen Klassen ein Exploratorium nach Art des an Fürstenschulen üblichen „Rektor-Extemporale" schreiben, die Arbeiten einfordern, und machte sich dann an die Korrektur. Das Ergebnis war sehr unbefriedigend, denn in dem Berichte an den Stadtrat teilte er mit, daß er sich einen Kanon von fünf Zensuren gemacht (optime, bene, sic satis, male, pessime), daß leider aber viele der Arbeiten so schlecht seien, daß sie nur als „sub omni canone", als „unter allem Kanon" stehend, bezeichnet werden dürften. Kanon war also die Zensurenstaffel, und aus der lateinischen Redensart wurde dann die scherzhafte deutsche Verdrehung. [1])

Wer ist's, der uns schützt und rettet,
Wenn es Macht und Gold nicht kann?
Eintracht! Eintracht! Brüder, betet,
Flehet Gott um Eintracht an!
Unbeweglich in Gefahren,
Unbesiegbar in dem Streit,
Alles, was sie wollten, waren
Schweizer stets durch Einigkeit.

Lavater.

[1]) Vgl. zu unsern Ausführungen N. 1189 und 1245 der „Neue Zürch. Ztg." 1915.

5. Jahrgang Nr. 6. 25. Sept. 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Das Land Tirol und seine Sängerin. — Geistiges Radium. — Kirchliche Ereignisse in der Schweiz während der Mediation.

Das Land Tirol und seine Sängerin.

Skizze von P. Maurus Carnot.

Das Land Tirol, das mit seinen Heldensöhnen die Schlachtfelder der Karpathen blau übersäte und seine Dolomiten siegreich verteidigte, um dann den Heroismus des Leidens durchzumachen, besitzt tausendfach mehr die Achtung und Liebe der Edlen, als jene Sieger ohne Sieg, jene transatlantischen Punkte-Männlein sie je besitzen können. In diesen Tagen, da Tirol eigentlich unsagbar verelendet werden soll, hat man sich mehr als früher auch seiner Poesie erinnert und sich empört gefragt: soll auch sie — gewesen sein? Der Schreiber dieser Skizze, aufgefordert, seine Sympathie für Tirol mit Namenszeichnung zu bekunden, hat freudig dazugeschrieben:

Südbayern hieß man einst Tirol —
Tirol stand auf und blieb Tirol.
Was auch zehntausend Schreiber schreiben —
‚Mein Land Tirol‘ wird ewig bleiben. —

Reich und bodenständig ist die Poesie Tirols alter und neuer Zeit. Wir übergehen aber die vielen Namen, um in dieser Schicksalszeit Tirols länger bei einem verweilen zu können. Kaltern im einstweilen besetzten Südtirol, Maria von Buol — die ganze Seele empört sich beim Klange der beiden Namen über den sakrilegischen Raub, der von treu- und sieglosen Egoisten an deutschem Erbgut begangen wurde. Doch wir sehen schon die im Winde flatternden Fetzen der ruchlosen Dokumente und wenden uns ruhig zur Sängerin des Landes Tirol, Maria von Buol, wie sie das leiddurchfurchte Antlitz zum blauen Kalterner See und zu den lieben Tirolerbergen kehrt, als sei's noch im Sommer vor dem Weltkrieg oder dann in einem baldigen Sommer, der wieder alles vorfindet, wie's früher war, da sie erzählte und dichtete in und von ihrem lieben Tirol.

Kein Dichter, weder Senn noch Weber, weder Schönherr noch Domanig noch irgendeiner, verdient so ganz wie Maria von Buol den Ruhm, das Tirolerland in seiner Eigenart klassisch dargestellt zu haben, so echt und recht, so tief und treu — wie auch niemand bescheidener sein könnte als die Dichterin von Kaltern.

Was muß gerade diese Tirolerin jetzt, 1919, leiden! Nicht nur, weil die Wurzeln ihrer dichterischen Kraft so tief in Tirols katholischem Boden liegen, sondern auch, weil ehrwürdige Bande sie persönlich mit dem alten Kaiserhaus und mit der alten Heldenzeit verknüpfen: war doch ihr Vater einer der ersten Beamten beim Statthalter von Tirol, der ein Bruder des Kaisers Franz Joseph war, und hatte doch Andreas Hofer von einem ihrer Vorfahren einen Degen empfangen!

Ihr dichterisches Werden schildert uns die Dichterin selbst ebenso bescheiden als köstlich. Sie wollte und will kein Stadtkind sein, obwohl Innsbruck, ihre Geburtsstadt, damals noch Kornfelder und Meierhöfe besaß, wo jetzt neue Stadtviertel sich ausdehnen. O das liebe Alte! Da war die alte Hausmagd Zenz, die dem Mariechen den Einzug des Heilandes und seiner Treuen in den Himmel als noch weit schöner schilderte denn einen Herrgottstag im Tirol. Da war das alte Haus in Kaltern, in das Marie nach dem Tod ihres einzigen Schwesterleins mit dem brustkranken Vater und der ernsten Mutter, deren Lieblings-

lektüre der Aquinate und die Kirchenväter waren, übersiedelte — alte rissige Mauern, aber umgeben vom Obstanger und vom lieben Südtirol! Da war dann endlich eine Großmutter, die viel Sonnenschein mitnahm, als sie starb.

Ohne Institut und Gouvernante, die irgend Einfluß gehabt hätte, studierte die junge Tirolerin die Sprache Dantes, englisch, französisch und lateinisch. Wahrlich nicht ohne Segen für ihre deutsche Muttersprache, die sie meisterhaft handhabt. Gerade bei ihr zeigt sich wieder einmal der Vorzug: wenn die Schätze der sprachlichen und sachlichen Volkskunde nicht maß- und wahllos, sondern von feiner Bildung gewertet und verwertet werden. Darin ist Maria von Buol unübertroffene Meisterin ihres Volkes geworden, auch uns schweizerischen Erzählern und Dichtern ein Vorbild, wie wir die Schätze unserer alten heiligen Kirche verwerten und dabei das Bodenständige, ja den Kantönligeist (im guten Sinne) pflegen sollten.

So mag es uns gar nicht wundern, daß unsere Tirolerin bei ihrer Bildung und Orientierung nichts, aber auch gar nichts Abgegucktes in ihren Werken hat. Es war durchaus natürlich, daß selbst Emilie Ringseis, als diese schon berühmte Dichterin mit der noch ganz ruhmlosen Maria von Buol in persönliche Berührung kam, auf die Tirolerin keinen Einfluß ausübte. Die Tirolerin meint, Ringseis hätte für sie zuviel Verstand gehabt und zu wenig Phantasie; das bleibe ungeprüft, aber Buol brauchte und wollte keine andere Schule, wie sie auch keine andere Liebe brauchte zum dichterischen Schaffen als die Liebe zur katholischen Kirche und zu ihrer Heimat.

Lange begnügte sie sich damit, das Feuilleton katholischer Zeitungen anonym zu speisen. Später trat sie in der „Kath. Warte" mit dem Namen M. Buol auf. Rührend und lehrreich ist, was sie von diesem Schaffen bekennt: „Doch als in mir der Wunsch erwachte, mit meiner Feder Nutzen zu schaffen, da erkannte ich, daß man mit der schlichten Prosa und mit der lebendigen Schilderung einfacher Menschenschicksale mehr erreicht als mit den begeistertsten Versen." Die eigentliche rhythmische Poesie blieb ihr aber ein Garten, in den sie sich zurückzog, wenn sie allein sein wollte.

Ihre zahlreichen Erzählungen und kleineren Schauspiele haben alle den Zweck, vom lieben alten Tirol alles Ungesunde, Fremde fernzuhalten. Aber diese Tendenz ist nirgends aufdringlich, stört niemals das künstlerische Schaffen. Und das wird der zweite Ehrenpreis für die Sängerin Tirols sein. Inntal und Etschland, o was haben diese Landschaften in Sage und Geschichte, die Menschen mit ihren großen Seelen und ihren „Kleinigkeiten", guten und schlimmen, der Dichterin alles geboten! Aber Buol ist nicht „lei im Summer" bei ihrem Volke, wie etwa unser genialer Baumberger im Tirol oder C. F. Heer im Engadin war: sie hat ihr Leben dem Volke geschenkt, und das Volk hat sich selbst ihr geschenkt. Das ist das Geheimnis. Sie erzählt wohl auch, aber nicht sehr viel von jener Liebe, die besonders auf der Männerseite zu 4/5 Egoismus ist. Aber sie weiß so viel zu erzählen vom Opfersinn, vom Almosen, von reicher Armut, vom allesdurchdringenden Glauben, vom Unsegen moderner Kultur. Ich schreibe diese Worte so kalt hin, aber nun treten mir all die lebensvollen Gestalten vor Augen, Gestalten, die man nie vergißt und verliert, wenn man die Bücher und Büchlein der Maria Buol einmal gelesen hat — flüchtig lesen, nein, dafür ist Buol zu sehr Künstlerin!

Wer könnte je wieder vergessen, was Maria von Buol ihm einmal so hör- und greifbar hingestreckt hat! Den Tirolerbua mit dem Eichhornschwanz am Hut, der „lei im Summer" so fremdartig tut, aber sich bekehrt, oder den andern, der in höchster Wetternot den ersten Wettersegen gibt, indem er den Tabernakel öffnet, oder den Mann in der Friedhofmauer, der dort lernt, daß man mehr tun sollte, als was grad sein muß — Gestalten aus Skizzen! Und dann die aus den Novellen und größeren Erzählungen! Lehrer und Lehrerin, nimm und lies! Hoffentlich übernimmt eine schweizerische Buchhandlung den Verkauf der Bücher dieser großen Unbekannten, weshalb hier keine Bücheranzeige stehen soll. Aber eines muß gesagt sein: die Erzählungen unserer Maria Buol könnte man fast Wort für Wort in fünffüßige Jamben umgießen und man hätte die prächtigsten Versepen! Versuche man das bei andern Erzählungen und man wird es bald herausmerken, wo echte und rechte Poesie zu finden ist! —

Nur ein Büchlein muß hier namentlich angeführt werden: „Lieder vom hl. Lande", Weger'scher Verlag, Brixen. Diese

120 Seiten gehören zum allerbesten, was seit dem „Geistlichen Jahr“ erschienen ist; Gedankenreichtum und Formvollendung sind einander ebenbürtig. Die Tirolerin mußte nach Italien und Frankreich auch das heilige Land besuchen — um dort auch die Sängerin Tirols zu sein! Sie schaut als solche in den „Oelberggedanken“ auch den „argen Mönch, der Deutschland riß vom Schoß der Mutter“; als Tirolerin schaut sie selbst in Bethanien die Heimat:

Ich aber weiß mir ein Kirchlein
Im stillen Alpenland,
Wo ich in einsamen Stunden
Mein echtes Bethanien fand.

Und wieder ganz Tirol, wo die Dichterin ihren Landsmann, einen guten Franziskanerbruder im hl. Lande schildert, der da spricht von fernen Tagen im alten Land Tirol.

Du denkst mit süßem Bangen
Der Zeit, die längst entwich,
Da um des Knaben Wangen
Der Wind der Berge strich;
Da noch dein Jodler weckte
Das Echo rings im Kreis,
Und deine Hand sich streckte
Nach Speick und Edelweiß.

Da hieß es Heimat tauschen,
O du Tirolerkind,
Und statt der Lärchen rauschen
Die Palmen dir im Wind.
Und statt der Alpenbäche,
So munter, laut und klar,
Ward dir die stille Fläche
Des Sees von Genesar.

Als frommer Herbergsvater, mit dem Tiroler Heimweh in der Brust, hat er frohen Mund für alle Pilger, bis er am Abend spät auf der Terasse ruht:

Da wiegt im Silberreigen
Sich der verklärte See,
Da muß dein Heimweh schweigen
Und jeglich Erdenweh;
Dann liegt so still und helle
Die weite Landschaft da,
Dann flüstert jede Welle:
Dein Heiland ist dir nah.

Eine kleine Probe Buol'scher Poesie. Ich kann nicht sagen, wie oft ich dieses Heilig-Land-Büchlein gelesen habe, aber das muß ich zum Schluß sagen: ich lese es noch oft — und lasse mir den Kopf abhauen, wenn Maria von Buol in ihrem Schlußgedichte: „Pyramiden trauern“ nicht das Schönste am schönsten gesagt hat, was je über die Pyramiden ist gesagt worden. —

Buol hat u. a. die klassische Novelle: „Das Mädchen von Spinges“ geschrieben, das stille Heldentum verherrlicht, so stark und zart, daß man die beiden Priestergestalten und die Heldin Katharina Lanz im Silberhaar nicht mehr vergessen kann. Aber gleicht Buol nicht selbst dieser Ladnerin im Tirol? Tirol ist auch schier ein Friedhof geworden, der Herr allein weiß, warum! Aber den Mut nicht verloren! Wie damals, so wird wieder einmal ein Läuten hingehen übers alte Land Tirol. Und ein Tirolerbua wird wieder ein Büschelchen Speick und Edelweiß auf den Altar des Dorfkirchleins stellen im lieben alten Tirol — und so lang es noch eine Tirolerin gibt, fromm und froh, traut und treu, wird auch Maria von Buol fortleben in ihrem Tirolerland.

Geistiges Radium.

Von P. Alban Stöckli, Zug.

Wir meinen damit die kleinen, vollendeten lyrischen Gedichte an denen unsere Literatur ziemlich reich ist, und von denen eine schöne Anzahl in die neuern Lesebücher Eingang gefunden hat. Man denke nur an die vielen Proben dieser Gattung, mit denen Goethe, Eichendorff, Mörike, Uhland, Gottfried Keller, Ferdinand Meyer und Martin Greif in dem deutschen „Lesebuch für Schweizergymnasien“ vertreten sind. Diese kleinen Gebilde sind oft so konzentrierte Poesie, daß sie gleich dem Radium ein fast unbegrenztes Strahlungsvermögen besitzen. So oft sie in der Seele anklingen, immer sind sie imstande die Gefühle in ihren Bann zu ziehen und zu sättigen. Oder wo wäre ein Mensch, dem Eichendorffs „O Täler weit, o Höhen“, oder das still beschauliche „Mir ist's als säß ich wieder“ nicht den ganzen Empfindungsreichtum aus dem Herzen sänge? In dieser vollkommenen Uebereinstimmung zwischen Angebot und Nachfrage seelischen Empfindens ist die Vollendung solcher Poesie besiegelt.

Die Vorzugsstellung dieser poetischen Kleinodien im Wert verlangt aber auch eine Vorzugsstellung in der Darbietung im Deutschunterricht. Es ist nicht zu leugnen,

daß diese kleinen Kunstwerke für die untersten Klassen des Gymnasiums vielfach ungehobene und unverstandene Werte bleiben. Und doch sind sie ins Lesebuch aufgenommen. Und das mit Grund. Denn es ist wichtig, dem jungen Menschen auch schon auf dieser Stufe etwas Vollwertiges zu bieten, daß er nicht überwächst, sondern an dem er selber emporwachsen muß.

Die Frage ist nun die: Wie weit sind solche Gedichte den verschiedenen Stufen der Mittelschule zum geistigen Genuß nahe zu bringen, und welche Wege bieten sich dazu?

An ein volles Erfassen der poetischen Schönheiten und des Stimmungsgehaltes ist auf der untersten Stufe nicht zu denken. Es wäre nutzlos, ja sehr schädlich, sich ein solches Ziel zu stecken. Es fehlen im Schüler die nötigen Voraussetzungen und dem Lehrer die Mittel und Wege, den Tiefgehalt solcher Gedichte flüssig zu machen. Oder was sollte hier dem Lehrer außer einem schönen, seelenvollen Lesen noch Besonderes zu Gebote stehen? Von der begrifflichen Sezierere schweigen wir lieber ganz. Aber auch eine zu starke Versinnlichung ist abzulehnen. Ein Artikel in der „Volksschule“ vom letzten Jahrgang „Gefahren des lebensvollen Unterrichtes“ führt ein hier einschlägiges Beispiel an, in dessen Mißbilligung wohl die meisten einig sind. Es handelt sich dort um Schäfers Sonntagslied von Uhland. Wollte ein Lehrer seine Schüler, um den ganzen Stimmungsreichtum dieses Liedes aufzudecken, ins taufrische Feld hinausführen und ihnen so den Inhalt des Gedichtes eigentlich ad oculos demonstrieren, so wäre das eine Methode, die nur einem exzessiven Realisten einfallen könnte. Denn, abgesehen davon, daß eine ganze Reihe von Zufälligkeiten die beabsichtigte Wirkung hindern und ins Gegenteil verkehren kann, wäre ein solcher Versuch auch grundsätzlich abzulehnen. — Was bietet das Feld anders als die Bausteine; ihre kunstvolle Führung, ihre architektonische Wirkung liegt anderswo, in der Seele des Dichters. Dorthin sollte man den Schüler führen können, auf den Bauplatz, nicht in den Steinbruch. Aber dazu ist der Geist des Schülers auf dieser Stufe noch nicht reif. Dieser Weg ist also nicht gangbar.

Probieren wir einen andern. Dabei müssen wir uns jedoch vor Augen halten, daß wir unser Ziel nicht zu hoch stecken. Es ist für diese Stufe schon ein schönes Resultat, wenn sich mancher Schüler zum Inhalt des Gedichtes durchringt und den Gehalt nur ahnt. Denn auch die Darbietung des Inhaltes hat hier seine Schwierigkeiten. Den leichtern Fall haben wir entschieden, wenn es sich nur um Naturbilder handelt, wie besonders Greif und oft auch Uhland sie lieben. Da läßt sich der summarische Inhalt oft mit ein paar Strichen auf die Tafel skizzieren. Schwieriger wird dagegen die Sache, wenn es sich darum handelt, den Inhalt reiner Gefühls- und Gedankenlyrik darzubieten, z. B. in Goethes Nachtlied und ähnlichen. Hier kann die Frage: „Wem ist das Lied in den Mund zu legen?“ oder „Wer kann etwa so gesungen haben?“ noch mit dem meisten Erfolg zum Ausgangspunkt der Behandlung gemacht werden. Sie liefert nämlich in ausgiebiger Beantwortung den notwendigen Hintergrund. Ueberdies hat ein solches Verfahren auch den Vorteil, daß allfällige falsche Auffassungen einzelner sprachlicher Ausdrücke zu Tage gefördert werden. Ich habe diese Probe gemacht mit Eichendorffs Morgenlied: „O wunderbares, tiefes Schweigen“ und bekam auf die obige Frage ganz verschiedene Antworten zu hören. Einige glaubten den Sänger zu erraten in einem Mönch, gestützt auf das Wort:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich ein Pilger frohbereit“ u. s. w.

Andere in einem Soldaten, gestützt auf den Ausdruck: „um schnöden Sold der Eitelkeit“, in einem Spielmann: „Zerschlag mein Harfenspiel“. Nur ein kleines, schwaches Büblein riet auf einen Dichter, und auf die Frage warum, meinte es mit sichtlicher Bewegung: „Weil es so schön ist.“

Noch schwerer hält es, die Schüler auf dieser Stufe für die Schönheit und den Wert der Form zu interessieren, die doch die Hauptsache ist. Hier kann unter Umständen derjenige, welcher am wenigsten macht, den besten Erfolg haben. Denn der Geist ist auf dieser Stufe noch nicht imstande, sich Rechenschaft zu geben über die konstruktiven Elemente des Schönen, und das am wenigsten, wenn das Kunstwerk ein Kabinettstück der Kleinkunst ist, wie in unserem Fall. Sehr gern beurteilen die Schüler nämlich den Wert eines Gedichtes nach der Länge und nach dem Grade der Lebhaftigkeit, mit der ihnen der Inhalt entgegentritt. Sagt man ihnen gelegentlich, in einem kleinen Gedicht sei oft mehr Poesie als in manchem großen, so macht sie das stutzig. Die Begabtern ahnen den Grund, aber zur

Erkenntnis bringen sie nicht vor. Darum wäre es auch verlorne Mühe, wollte man auf dieser Stufe den Wert der Form ihnen nahe bringen durch Hinweis auf die Wortwahl und die Beobachtung dieser und jener rhythmischen Gesetze. Hier gilt vor allem Brentanos Wort:

> Führ uns nicht in die Versuchung
> Unfruchtbarer Untersuchung,
> Nicht der Kelter ew'ge Schraube,
> Nein, die Rebe gibt die Traube.

Das beste Mittel, ihnen die Schönheit der Form nahe zu bringen, besteht darin, daß man sie das kleine Gedicht auswendig lernen läßt. Das bessere Verständnis wird mit der wachsenden Ausbildung der Erkenntniskräfte von selber kommen, wenn sie den Wortlaut im Gedächtnis behalten. Damit aber dieses Letztere der Fall sei, ist es notwendig, die auswendig gelernten Gedichte von Zeit zu Zeit wieder abzufragen. — Es gibt im Schulbetrieb oft sogenannte verlorene Minuten, die man in der Deutschstunde nicht selten mit Grammatik ausfüllt. In diesem Fall führen sie ihren Namen völlig mit Recht. Es sind aber keine verlorene Minuten, wenn man sie der Repetition solcher kleiner Gedichte widmet. Die Frage: „Wer kann mir noch das schöne Lied oder das kleine Gedicht?" wird gleich die ganze Klasse elektrisieren und einen regen Wetteifer hervorrufen, die im Laufe des Jahres memorierten Gedichte mundbereit zu halten. Darin liegt ein schöner Gewinn, denn nur so gewöhnt man das Ohr an die rhythmischen Gesetze und bildet dadurch den Sinn für das Sprachlich-Schöne.

Die lyrischen Poesien finden sich aber nicht nur in dem Lesebuch der untern Stufe, sondern auch in dem der mittlern und obersten Stufe, und die Literaturgeschichte wird gerne diese Kleinodien als Proben heranziehen. Es frägt sich nun: wie läßt sich die Darbietung für die Mittelstufe vertiefen?

Ein Blick in die schriftlichen Arbeiten der dritten und vierten Klasse zeigt deutlich, daß die Stärke dieser Altersgruppe in der Schilderung besteht, und zwar ist die Phantasie reicher als der Wirklichkeitssinn. Schaffen ist die eigentliche Signatur dieser Jungen. Es entspricht das ganz der körperlichen und geistigen Entwicklung dieser Altersperiode. Mit diesem Uebergewicht der Phantasie muß besonders der Deutschunterricht rechnen und suchen die Wasser auf seine Mühle zu leiten. Bild und Gedicht sollten hier eine Allianz gründen in dem Sinn, daß man das eine in das andere übersetzt. Daß man zur Abwechslung in den Aufsatzthemen ein Gemälde beschreiben läßt, ist altes Herkommen und auf dieser Stufe sehr bildend. Aber daß man ein kleines Gedicht, dessen Inhalt Stimmung ist und Gefühl, auch übersetzen kann in eine Landschaft oder in Gestalten, das scheint weniger bekannt und in Uebung zu sein. Und doch erweist sich das für die Analyse und Interpretation der Gefühle und Stimmungen höchst wirksam.

Nehmen wir zur Probe Goethes Abendlied: „Der du von dem Himmel bist". . . Es ist reinste Stimmungslyrik. Kein Bild aus der Natur ist herbeigezogen um der Phantasie einen Halt zu geben. Das Gefühl, das hier einen unvergleichlichen poetischen Ausdruck findet, ist die Sehnsucht. Geben wir nun den Schülern die Aufgabe, diese Seelenstimmung durch eine Landschaft wiederzugeben. Es wird interessant sein zu sehen, was sie dazu aufbringen. Was für einen Hintergrund sie wählen, ob Wald, See, Gebirge, Wolken; was für Bäume, was an architektonischem Beiwerk, welche Tageszeit usw. Selbstverständlich alles das nicht durch Zeichnung, sondern durch Beschreibung. Oder lassen wir sie als Ausdruck dieser Stimmung eine Gestalt zeichnen. Welche Züge, welche Stellung, welche Gewandung, welche Umgebung wird man ihr leihen? Im Anfang wird es den Schülern vielleicht etwas befremdlich vorkommen, aber bald werden sie sich auskennen, und für solche, die eine gute Anlage haben zum Zeichnen, wird es eine wahre Freude sein. Solche Aufgaben sind nicht als Aufsätze gedacht, sondern als Arbeit für die nächste Stunde, sei es als Vorbereitung oder als Abschluß der Behandlung eines solchen Gedichtes. Ist die Arbeit besonders gut gelungen, so mag man sie immerhin als Aufsatz einreihen und gelten lassen.

Man gestatte noch einen Gedanken über die Behandlung lyrischer Gedichte in der Rhetorik und am Lyzeum. In der Rhetorik gehen unsere Schüler ja selbst einigerorts notgedrungen unter die Dichter. Wer es aber aus freien Stücken tut und eigenem Antrieb, der wird sich vorzüglich auf dem Gebiet der Lyrik betätigen. Allerdings wird man sich in der Rhetorik vorwiegend mit den Meisterwerken der Dramatik befassen, dagegen wird man am Lyzeum bei Behandlung der neuern Vertreter der Li-

teratur auch auf lyrische Proben bedacht nehmen müssen.

Wenn irgendwo, so ist es auf dieser Stufe angängig, einem Gedicht, auch einem kleinen duftigen Wesen, auf die Nerven zu fühlen. Auch diese zarten Gebilde, wenn sie vollkommen sind, sind keine Mollusken, sondern haben ihr Knochengerüst, d. h. einen logischen und psychologischen Aufbau. Muß doch die kleinste Zierat, um schön zu sein, in ihrem Aufbau auch tragende Elemente aufweisen. Wie sollte es dann bei einem Gedicht anders sein können. Diese tragenden Gedanken oder Affekte herauszuheben und das geistige Gefüge des Gedichtes bloßzulegen, ist freilich nicht immer eine leichte, aber doch eine bildende Arbeit. Wenn man Gelegenheit hat Anfängern die dichterischen Versuche zu korrigieren, so wird sich am häufigsten der Fehler zeigen, daß das Gedicht nicht ab Fleck kommt; man reiht aneinander was schimmert und glänzt, aber man schreitet nicht zielsicher weiter. Diese Erscheinung sollte uns anleiten auch in den kleinsten Kunstwerken der Dichter das Gegenteil zu entdecken.

Es ist aber noch ein anderer Vorteil, der aus einer solchen eingehenden Behandlung wenigstens einiger lyrischen Proben erwächst. Für den Lyzeisten handelt es sich nämlich nicht mehr nur darum, den Inhalt und den Gehalt eines Gedichtes zu erfassen, sondern auf dieser Stufe sollte es auch möglich sein, ein Urteil zu fällen über seinen poetischen Wert. Oder sollte das von einem Maturanden zuviel verlangt sein, daß er über ein vorgelegtes Gedicht, über eine Neuerscheinung, ohne Kenntnis des Autors ein in den Hauptzügen richtiges Urteil abgeben und begründen könnte? Doch wohl nicht. Hat man doch anläßlich der Prüfung an einem Lehrerseminar es als erstrebenswertes Ziel ausgesprochen, in der obersten Klasse der Volksschule, den Sinn für das Sprachlich-Schöne soweit zu bilden, daß der Schüler im stande sei, echte Poesie von Schund zu unterscheiden. Wie viel mehr muß dieses Ziel festgehalten werden für den Abschluß der Mittelschulbildung. Dabei drängt sich aber unwillkürlich ein Gedanke auf. Ob man diesem Ziel zusteuert, wenn man auf dieser Stufe die Literaturproben ausschließlich oder doch vorwiegend vom literaturgeschichtlichen Standpunkt aus wählt? Da wird manches geboten, was dem Schüler zeigt, wie etwas sprachgeschichtlich interessant ist und literaturgeschichtlich einen Fortschritt bedeutet, so daß er für die Einschätzung und Beurteilung einer literarischen Epoche mit Stichproben wohl versehen ist. Würde man ihn aber vor eine kleine Neuerscheinung stellen, so stände er mit seinen Urteilen am Hag, weil er nicht gewohnt ist in den Werken der Dichtkunst nach den allgemeinen Gesetzen des Schönen und des Sprachlich-Schönen im besondern zu suchen. Wie man ein Bauwerk oder ein Gemälde noch nicht ausgekostet hat, wenn man schon weiß, in welchen Stil oder in welche Schule es einzureihen ist, so ist auch ein Gedicht noch nicht zum geistigen Eigentnm geworden, wenn man es schon in der Literaturgeschichte in der richtigen Periode unterbringen und aus ihm gewisse Schlüsse auf Geistesrichtung, Anlage und Charakter des Dichters ziehen kann. Diese Resultate kann mir eine gute Biographie, die auch handschriftliches Material, Briefe und dergl. verwertet, viel reicher und sicherer geben als ein paar innere Kriterien, bei denen Wahrheit und Dichtung sich durchdringen.

Kirchliche Ereignisse in der Schweiz während der Mediation 1803 – 1815.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

(Schluß)

Der aufgeklärte Teil des katholischen Klerus in der Schweiz begrüßte Wessenbergs Vorgehen mit Jubel und suchte den „Reformen" zum Durchbruch zu verhelfen, so mit besonderem Eifer die bischöflichen Kommissare Thaddäus Müller in Luzern, Keller, später Vock in Aarau, Pfarrer Blattmann in Bernhardzell, Meinrad Ochsner in St. Gallen, Pfarrer Hogh in Wil usw. Den besten Verbündeten aber fand Wessenberg in der Mediationsregierung des katholischen Vorortes Luzern.

Hier war die Gruppierung der Parteien einen ganz eigenen Weg gegangen. Am 31. Januar 1798 hatte sich unter dem Drucke, der sich von Frankreich her geltend machte, die aristokratische Regierung selber feierlich aufgelöst.[1]) Die beiden alten Fraktionen

[1]) Segesser aaO. III 367.

des Patriziates, die konservativ-kirchliche und die alt-liberale, verzichteten unbegreiflicherweise auf jede Rechnung mit der Zukunft und damit auf irgendwelche weitere Bedeutung und verloren sich in der luzernischen Stadtburgerschaft. Anders ihre Gegner, die Liberalen der revolutionären Schule, die jene Abdankung veranlaßt hatten. Sie gewannen die Stadtburgerschaft, die ihren Ideen von jeher geneigt war, für sich, indem sie ihr materielle Vorteile und eine erhöhte politische Bedeutung, die Teilnahme an der Regierung, verschafften; auf dem Lande bildeten die Beamten, soweit sie aus „Patrioten" bestanden, ihre Gefolgschaft. So gelang es ihnen, sich in den Besitz der neuen Zentralgewalt zu setzen. [1]) Den Widerstand, der sich von seiten des kirchlich und demokratisch gesinnten, der Revolution abgeneigten Landvolkes und des größern Teiles der Geistlichkeit dagegen bemerkbar machte, erstickten sie durch Gewalt. „Grausamer ist nie eine Volksbewegung im Kanton Luzern unterdrückt worden als der Aufstand der Bezirke Ruswil, Rottwil, Münster im Frühling des Jahres 1799." [2]) Dadurch wurde aber die alte Kluft zwischen Stadt und Land wesentlich vertieft, und es stand zu erwarten, daß ein Gegenschlag, sobald dazu Gelegenheit geboten wäre, nicht ausbleiben werde. In der Tat wählte das Volk, als ihm die Mediation das Recht der Selbstbestimmung verlieh, seine Vertreter mehrheitlich vom Gesichtspunkt einer katholischen Demokratie aus, in bewußtem Gegensatze zur liberalen Stadt. Leider fand es aber in keiner der ehemaligen patrizischen Fraktionen den gesuchten Rückhalt; seine Gesinnungsgenossen in kirchlichen Fragen standen ihm als Städter feindselig gegenüber. Anderseits fehlten unter den Neugewählten die führenden Männer. Infolgedessen wußten die freisinnigen Liberalen, die unter der Leitung des bisherigen helvetischen Regierungsstatthalters, des maßvollen und äußerst geschmeidigen Vinzenz Rüttimann [3]), unbedenklich den Sprung vom Unitarismus zum Föderalismus gemacht hatten und geschlossen dastanden, auch die demokratischen Elemente vom Lande mehr und mehr auf ihre Seite zu bringen und sich trotz ihrer Minderheit das Uebergewicht in der Regierung zu verschaffen. So erklärt es sich, daß die aus dem Volk hervorgegangene Mediationsregierung in Luzern in schroffem Gegensatz zur Gesinnung ihrer Wählerschaft einem aufgeklärtem Despotismus huldigte, und ebenso undemokratisch wie unkirchlich, weder vom unmittelbaren Anteil des Volkes an der Leitung der Landesgeschicke, noch vom Verzicht auf die von der Helvetik usurpierten staatskirchlichen Rechte etwas wissen wollte. [4])

In letzter Hinsicht hatte sie den besten Helfer am bischöflichen Kommissar (seit 1800) Thaddäus Müller [5]), einem eifrigen Anhänger der Helvetik. Mit seinem Anhang, — er rühmte selber, kaum ein Kanton zähle soviele aufgeklärte Geistliche, wie Luzern, [6]) — wurde er die rechte Hand des Generalvikars Wessenberg, und gab sich alle Mühe, dessen zahllose Dekrete auszuführen und dadurch den modernen Ideen im Volk Eingang zu verschaffen und das kirchliche Recht niederzureißen. So kam es, daß gerade der katholische Vorort der Ausgangspunkt der konstanzischen Reformbewegung wurde und sie über die ganze Innerschweiz weiterleitete, während in Freiburg und Solothurn die kirchlichen Verhältnisse einfach wieder auf die vorrevolutionären Geleise abgestellt wurden, in Chur dagegen der ritterliche Bischof Karl Rudolf, Graf von Buol-Schauenstein den Kampf gegen die falsche Aufklärung und das Staatskirchentum mit unbeugsamer Festigkeit führte. [7]) Die Bemühungen Wessenbergs und Müllers gipfelten im Konkordat, das sie 1806 mit der Luzerner Regierung vereinbarten und an die Stelle des Jurisdiktionsvertrages von 1605 setzten. [8]) Es „bedeutet wohl eine schwache Rückwärtsbewegung vom Kirchenstaatsrechte der Helvetik, aber ein Festhalten an ihren Prinzipien. Die Grundsätze der Helvetik werden nicht preisgegeben,

[1]) Segesser aaO. IV 589 ff.
[2]) Segesser aaO. IV 728.
[3]) Vgl. Segesser, Sammlung kleiner Schriften II. Bern 1879, 375 ff.: „Vinzenz Rüttimann" (schildert den Staatsmann vom Standpunkt des pietätvollen Verehrers aus). Vgl. dagegen A. Henggeler „S. K. Z." 1907, 540[13].
[4]) Segesser, Rechtsgeschichte IV 735 f; Kleine Schriften II 380.
[5]) Vgl. Lauter-Henggeler: Briefe von und über Thaddäus Müller aus dem Wessenberg-Archiv, „S. K. Z" 1907 483 ff.
[6]) Pfyffer aaO. II 153.
[7]) Mayer, Geschichte des Bistums Chur, II Stans 1914 534 ff.
[8]) Ein Abdruck des Konkordates findet sich bei Winkler, Lehrbuch des Kirchenrechts, Luzern 1862 412—429. Vgl. auch „Vaterland" 19. Jan. 1919 Nr. 15.

aber vorsichtiger, rücksichtsvoller, zurückhaltender formuliert und ins Leben übersetzt". [1]) Trotz mancher zeitgemäßer, humaner und nützlicher Bestimmungen war es für die Kirche unannehmbar. Denn, einseitig und ohne jede Begrüßung und Berücksichtigung der obersten kirchlichen Instanzen eingeführt, unterwarf es die Kirche weitgehender staatlicher Bevormundung, gab die Immunität des Klerus preis, vergriff sich am kirchlichen Benefizial- und Vermögensrecht und vergewaltigte die geistlichen Genossenschaften. [2]) So wurde den Franziskanerinnen im Bruch die Besorgung des Spitals überbunden, die Kollegiatstifte zu Beromünster und Luzern wurden ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet, das Zisterzienserinnenkloster Rathausen sollte einer Waisenanstalt, das Franziskanerkloster Wertenstein einem Priesterseminar Platz machen. [3]) Durch päpstliches Breve vom 21. Februar 1807 wurde die Vereinbarung verworfen. Daraufhin unterblieb zwar die Aufhebung der zwei letztgenannten Klöster, im übrigen aber wurde das Konkordat, unter Zustimmung der Konstanzerkurie, durchgesetzt und blieb maßgebend bis in die neueste Zeit. [4]) Der Papst hatte u. a. den Vorwurf dagegen erhoben, es berge hinter nützlichen Projekten den Plan einer gänzlichen Säkularisation der geistlichen Stifte. Die Richtigkeit dieser Annahme wurde von keinem geringern als vom Fürstprimas Dalberg selber bestätigt. [5]) In der Tat wurde, wie früher erwähnt, das Ursulinerinnenkloster Maria-Hilf, trotzdem sich Kommissar Müller und Wessenberg selber kräftig dafür verwendeten, nicht wieder hergestellt [6]) und die Klöster der Franziskaner in Wertenstein und Luzern aufs härteste bedrückt und durch beharrliche Verweigerung der Novizenaufnahme dem Untergang entgegengeführt. [7]) Den Abt Ambrosius Glutz von St. Urban ließ die Regierung wegen seines passiven Widerstandes gegen ihre unberechtigten staatskirchlichen Forderungen gefangen nach Luzern führen und später verbannen, ein Fall, der eidgenössisches Aufsehen erregte und den energischen Protest nicht nur des Landammanns der Eidgenossenschaft, sondern auch der Regierung zu Bern und die scharfe Kritik des eidgenössischen Kanzlers Mousson zur Folge hatte. [8])

1808 wurde das Priesterseminar, nun zu Luzern, gegründet. Es war eine dringende Notwendigkeit. Aber leider wurde Kommissar Müller dessen Regens. Für die Geistesrichtung, die darin herrschte, war es bezeichnend, daß für die Bibelfächer Anton Dereser berufen wurde, der unter dem Schilde großer Pietät gegen die Hl. Schrift dem flachsten Rationalismus huldigte. [9]) Mit Recht befürchtete man die schlimmsten Folgen für den Glauben und das religiöse Leben der Priesteramtskandidaten und dann auch weiterer Kreise. So konnte der Widerstand nicht ausbleiben. Seine Seele war der tüchtige Nuntius Testaferrata, im Bunde mit ihm Stiftspropst Johann Franz Bernard Göldlin von Tiefenau zu Beromünster. Unterstützt wurden die beiden in Luzern selber vorzüglich von den Professoren Geiger, Gügler und Widmer, auf dem Lande von den Pfarrherren Häfliger, Schiffmann u. a. Sehr stark machte sich die Gegenströmung auch im Volke bemerkbar. Die Urkantone zogen ihre Theologiekandidaten vom Seminar zurück, und schließlich tönte immer lauter die Parole: Los von Konstanz! Die politische Umwälzung der Jahre 1813—15 sollte sie verwirklichen.

---

[1]) Henggeler, „Untergang" usw. S. 13.

[2]) Segmüller aaO. 15. K. Müller „S. K. Z." 1904, 195 u. a.

[3]) Buholzer, Die Aufhebung luzernischer Klöster im 19. Jahrhundert, Luzern, Räber 1917 12 ff. u. a.

[4]) Jetzt endlich ersetzt durch die „Uebereinkunft zwischen dem Bischof von Basel und Lugano und der Regierung des Kantons Luzern betr. die Beziehungen zwischen Kirche und Staat" vom 18. Mai 1918, deren Ratifizierung hoffentlich als gesichert zu betrachten ist.

[5]) Dalberg schrieb am 23. März 1814 an Göldlin: „Ich ersuche Ew. Hochwürden jedem begreiflich zu machen, daß die Curia und ich das Konkordat abgeschlossen haben, um das Kirchengut gegen Säkularisations-Projekte zu retten. Die deutschen Beispiele waren erschreckend, das Ereignis von St. Gallen ist ein Beweis davon." „S. K. Z." 1908 295[8].

[6]) Buholzer aaO. 49, 51.

[7]) Buholzer aaO. 12 ff.

[8]) Buholzer aaO. 67 u. a.

[9]) Vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon[2] III Sp. 1526 f. Dereser war ein Kind der Aufklärungszeit, glaubte aber, ein guter Katholik zu sein. Wer mitteilt, daß er den verbotenen konstitutionellen Eid ablegte, darf anderseits, um gerecht zu sein, nicht verschweigen, daß der gleiche Mann bereit war, seinen Glauben an Christus mit dem Tode zu besiegeln.

5. Jahrgang Nr. 7. 30. Okt. 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Psychanalyse und Psychophysik. — Calderon als Deutschlektüre an der Oberstufe. — Zunftstube. — Bücherecke.

Psychanalyse und Psychophysik.

Von Dr. P. J. B. Egger, Rektor, Sarnen.

I.

Man möchte erwarten, daß sich die Psychanalyse als jüngster Zweig am Baume der Psychologie dem Ganzen bescheiden einfüge und namentlich mit der experimentellen Psychologie oder Psychophysik sich schiedlich und friedlich abzufinden suche. Haben doch beide Disziplinen im großen und ganzen das miteinander gemeinsam, daß sie auf Grund des Kausalitätsgesetzes aus den Aeußerungen des Seelenlebens auf die inneren Seelenregungen, Seelenstimmungen und Seelenzustände schließen, wenn sie in den Methoden auch auseinandergehen.

Allein von einem schiedlichen und friedlichen Zusammenleben der beiden neuesten psychologischen Wissenszweige ist keine Rede. Auch da bewahrheitet sich der Separatismus, der sich in der modernen Wissenschaft überall geltend macht und von der Hierarchie der Wissenschaft im Mittelalter zur Anarchie der Wissenschaft geführt hat. Wenn man die Schriften der tonangebenden Psychanalytiker liest, gewinnt man den Eindruck, als wäre die Psychologie als Wissenschaft erst mit der Analyse auf die Welt gekommen. „Ich wüßte keine Wissenschaft,“ schreibt Pfarrer Oskar Pfister,[1]) „die sich in einem so unerfreulichen Zustand befindet, wie die offizielle Psychologie. Was das Allerwissenswerteste wäre, hat sie geflissentlich aus ihrem Forschungsgebiet ausgestoßen, so daß, wer über die Menschenkenntnis und das höhere Seelenleben Aufschlüsse sucht, nirgends schlechter beraten wird, als in den Lehrbüchern der Psychologie. Jeder gute Roman überragt an Seelenkenntnis die Schulpsychologie um Bergeshöhen. Wundt läßt als psychologisches Forschungsgebiet nichts übrig als die Elementarvorgänge, die sich experimentell hervorbringen lassen, und die Niederschläge der Völkerseele, also Sitte, Sprache, Mythus, Gesellschaftsordnung. Beileibe nicht etwa die Entstehung des sittlichen Bewußtseins, das künstlerische Schaffen, das religiöse Erlebnis, sowie die tausend übrigen Vorgänge des höheren psychischen Geschehens, die des Geistes eigenartigste Domäne ausmachen. Und nicht viel besser steht es bei den übrigen Psychologen. Sie gleichen einem König, der über ein riesiges Reich gebietet, aber nur für die Grenzgebiete und die Kolonien Interesse zeigt, die großen Kulturzentren, die zentralen Provinzen aber keines Blickes würdigt und sie der Anarchie überläßt. Nie haben die berufenen Vertreter einer Wissenschaft ihre eigentliche Aufgabe so bedenklich verkannt und ihr Heiligstes derart mit Füßen getreten, wie die akademischen Psychologen. Das Geistverlassenste der Universitas literarum ist die angebliche Wissenschaft vom Geist, die Psychologie.“

Die herrschende Psychologie arbeitet sodann mit Methoden, „die gerade die charakteristischen Züge des Seelenlebens, insbesondere das schöpferische Gestalten möglichst ausschließen. Statt daß man der Eigenart des Geistes gerecht würde, läßt man sich von der experimentellen Naturwissenschaft belehren. Darum starren die psychologischen Laboratorien von physikalischen Apparaten, und man muß schon ein ordentlicher Handfertigkeitskünstler sein, um

[1]) Wahrheit und Schönheit in der Psychanalyse. Verlag von Rascher u. Cie. Zürich. S. 117.

einen Teil dieser Geräte richtig zu bedienen. Was nicht mit solchen Apparaten aufrückt, genießt wenig Kredit bei den Beherrschern dieses gewaltigen Schulbetriebes. Das Resultat ist ein beständiges Mückensieben und Kameleverschlucken, das unzählige mit ehrlichem Verlangen nach Erkenntnis des Seelenlebens zum Studium der Psychologie Hingeeilte mit Widerwillen erfüllt. Für die Pädagogik, Kriminalistik, Aesthetik, Theologie und andere Wissenschaften, die Seelenkenntnis voraussetzen, leistet die heutige Psychologie so viel wie nichts." [1])

„Nichts hat mir die jammervolle Sterilität und Armseligkeit unserer akademischen Psychologie so eindrucksvoll bloßgelegt, wie eine Unterredung, die ich im Jahre 1915 mit einem hochangesehenen Führer dieser Disziplin führte. Als ich ihn fragte, warum er, der doch dem Unbewußten Einfluß auf das Bewußtsein zubillige, die von den Psychanalytikern nachgewiesenen Tatsachen nicht nachprüfe, gab er zur Antwort: ‚In X treibt man Psychologie der Sinnesorgane, in Y des Urteils, in Z des Gedächtnisses, in Z1 des Bewußtseins; so haben wir unser eigenes Gebiet. Und jedes dieser Gebiete ist so unendlich reich, daß man für Nachprüfung der psychanalytischen Aufstellungen keine Zeit hat.' Ich konnte mit Mühe zurückhalten: Die Teile habt ihr in der Hand!" [2])

„Von den Fehlern der vorherrschenden Psychologie sucht sich die Psychanalyse fern zu halten. Sie plündert ihr Gebiet nicht aus, sie überläßt die herrlichsten Beete ihres Gartens nicht der Verwilderung, sondern sie durchforscht das ganze bewußte und unbewußte Seelenleben, von den armseligsten Bewegungen und Träumen bis hinauf zu den gewaltigsten Schöpfungen der Kunst, Moral und Religion. Sie wirft die alten Dogmentafeln um und schafft sich neue, den Tatsachen gemäße Hypothesen und Theorien. Sie lernt auch aus Beobachtungen, die sich nicht künstlich wiederholen lassen. Sie vergißt nicht das geistige Band der einzelnen Erscheinungen. Sie erweist sich fruchtbar für Menschenkenntnis, Pädagogik, Kriminalistik, Krankenheilung, obschon dies von ihr als Wissenschaft nicht einmal erwartet werden kann." [3])

Die Psychanalyse hat ferner vor der Psychophysik oder experimentellen Psychologie den großen Vorteil, daß erstere der Natur des Geistes angemessener ist als letztere. Denn die experimentelle Psychologie zerstückelt die Seele, während die Psychanalyse auf das Ganze der Seele geht. „Wenn ich in Betracht ziehe," sagt Pfister, „wie tief die Psychanalyse in das Wesen des Geistes, ins Zentrum der Persönlichkeit einzudringen ermöglicht, wie kühn und sicher sie bei vorsichtiger Anwendung über die höchsten Geistesverrichtungen Aufschluß gibt, wie herrlich sie insbesondere die von allen Menschenkennern längst behaupteten unbewußten Geheimkammern der exakten Forschung zugänglich macht, so muß ich zugeben, daß hier eine Seelenbeobachtung vorliegt, die der Natur des Geistes angemessen ist. Denn sie ermöglicht gründliche, klare und tiefgründige Beobachtuugen, sie arbeitet das Wesen und die Gesetze des Geistes da heraus, wo die bisherige Psychologie traurig neben den zerstückelten Gliedern des seelischen Organismus saß, wie Isis am zerteilten Leichnam ihres Gatten Osiris." [4])

Ein nicht weniger scharfes Urteil fällt der Zürcher Psychiater Dr. C. G. Jung von seinem Standpunkt aus über die herkömmliche akademische Psychologie, wenn er schreibt: „Die heutige experimentelle Psychologie ist weit davon entfernt, dem Arzt irgend eine zusammenhängende Einsicht in die praktisch wichtigsten Seelenvorgänge zu eröffnen, denn ihr Ziel ist ein anderes; sie sucht möglichst einfache und elementare, an der Grenze des Physiologischen stehende Vorgänge zu isolieren und isoliert zu studieren. Sie ist dem unendlich Variablen und Beweglichen des individuellen Geisteslebens durchaus abhold, weshalb ihre Erkenntnisse und Tatsachen im Wesentlichen Detail sind und der umfassenden Zusammenhänge ermangeln. Wer also die menschliche Seele kennen lernen will, der wird von der experimentellen Psychologie so viel wie nichts darüber erfahren. Ihm wäre zu raten, lieber den Gelehrtenrock auszuziehen, der Studierstube Valet zu sagen und mit menschlichem Herzen durch die Welt zu wandern, durch die Schrecken der Gefängnisse, Irrenhäuser und Spitäler, durch trübe Vorstadtkneipen, Bordelle und Spielhöllen, durch die Salons der eleganten Gesellschaft, die Börsen, die sozialistischen Meetings, die Kirchen, die Revivals und Ekstasen der Sekten zu gehen, Liebe und Haß, Leidenschaft in jeder Form

[1]) A. a. O. S. 118. — [2]) A. a. O. S. 118 f. — [3]) A. a. O. S. 120 f. — [4]) A. a. O. S. 125.

am eigenen Leibe zu erleben, und er käme zurück, mit reicherem Wissen beladen, als ihm fußdicke Lehrbücher je gegeben hätten, und er wird seinen Kranken ein Arzt sein können, ein wirklicher Kenner der menschlichen Seele. Man muß ihm verzeihen, wenn seine Achtung für die sogenannten Bausteine der experimentellen Psychologie nicht mehr zu groß ist. Denn zwischen dem, was die Wissenschaft Psychologie nennt und dem, was die Praxis des täglichen Lebens von Psychologie erwartet, ist ‚eine tiefe Kluft befestigt'. Dieser Mangel wurde zum Ursprung einer neuen Psychologie. Wir verdanken diese Schöpfung in erster Linie Sigmund Freud in Wien, dem genialen Arzt und Erforscher der funktionellen Nervenkrankheiten. Man könnte die von ihm inaugurierte Psychologie als analytische Psychologie bezeichnen." [1])

II.

Wir haben in unserer Schrift über Psychanalyse [2]) die Behauptung aufgestellt, daß die Psychanalyse durch die Psychanalyse widerlegt werden kann. Was von der Psychanalyse als Ganzes gilt, das gilt auch von der Detailfrage über das Verhältnis der Psychanalyse zur Psychophysik.

Während Pfister und Jung einen scharfen Gegensatz zwischen Psychanalyse und Psychophysik konstruieren, kommt Seminarlehrer Dr. Oskar Meßmer und wirft die Aufstellungen seiner beiden Zunftgenossen rücksichtslos über den Haufen. Meßmer, der die Frage viel tiefer erfaßt als seine Kollegen, sieht nämlich nicht nur ein inniges Verhältnis zwischen Psychanalyse und experimenteller Psychologie, sondern er betrachtet die Psychanalyse sogar als notwendige Ergänzung zur Psychophysik und zwar in doppelter Rücksicht, in Rücksicht auf die Methode und in Rücksicht auf die Ergebnisse.

Meßmer schreibt: „Das große Interesse, das ich der psychanalytischen Forschung entgegenbringe, bedeutet keineswegs einen Bruch mit den Anschauungen der Experimentalpsychologie. Es muß vielmehr betont werden, daß die Psychanalyse die notwendige Ergänzung der experimentellen Psychologie darstellt, und zwar in Hinsicht der Methode, wie der Ergebnisse. In Hinsicht der Methode: Während die experimentelle Psychologie ihre Aufmerksamkeit prinzipiell ganz auf gegenwärtige Zustände des Bewußtseins konzentriert, lenkt die Psychanalyse ihr Interesse auf vergangene psychische Zustände, die für das gegenwärtige Bewußtsein nicht vorhanden, also unbewußt sind. Die experimentelle Psychologie treibt die Analyse eines psychischen Querschnittes, die Psychanalyse geht dem psychischen Längsschnitt nach. Dabei sucht die letztere alles Vergangene nicht einfach an sich, sondern in seiner Bedeutung für die Gegenwart zu erfassen. Mit Recht hat E. Bleuler die Psychanalyse als Tiefenpsychologie bezeichnet. Die Wurzeln der psychischen Vorgänge des Bewußtseins reichen zum Teil in die allerjüngste Zeit zurück, sie gehören einer etwas gedehnten Gegenwart an, zum Teil aber reichen sie in die Vergangenheit des Individuums, oft sogar bis in die Kindheit hinauf. Der Nachweis der Fälle der ersten Art ist die erklärende Aufgabe der experimentellen Psychologie, während die Psychanalyse sich um die Fälle der zweiten Art kümmert. So ergänzen sich ihre Methoden tatsächlich, und wenn die Ueberfülle von Aufgaben hier und dort zu getrennter Arbeit führt, so ist damit nicht gesagt, daß daraus ein prinzipieller Gegensatz entspringen müsse. Es ist nun begreiflich, daß auch in Hinsicht der Ergebnisse eine Ergänzung stattfindet: Zu den Gesetzen, welche eine Deutung des psychischen Geschehens aus der Gegenwart enthalten, treten jene anderen hinzu, die eine Deutung aus der Vergangenheit einschließen. Die Vergleichung ließe sich noch unter manchen Gesichtspunkten weiterführen, doch genügen diese Bemerkungen für den Beweis, daß ein Experimentalpsychologe seinen Auffassungen nicht untreu zu werden braucht, wenn er sich mit Psychanalyse beschäftigt. Dagegen dürfte es nicht ausbleiben, daß jede der beiden Forschungsrichtungen die andere zu gewissen Korrekturen fundamentaler Begriffe veranlassen wird. Um das Wesentliche gleich anzudeuten, so fällt hier folgendes in Betracht: Von der experimentellen Psychologie wird die Psychanalyse mit Vorteil die Auffassung übernehmen, daß es außer einem assoziativ-mechanischen Geschehen noch andersartige Vorgänge gibt, die im Sinne Wundts als apperzeptive, im Sinne L. Strümpells als normative zu bezeichnen sind. Anderseits dürfte die experimentelle

[1]) Jung, Die Psychologie der unbewußten Prozesse. Zürich. 1918. S. 13 f.
[2]) Beilage zum Jahresbericht der Obwaldner Kantonsschule. Sarnen. 1919.

Psychologie genötigt werden, ihre Zurückhaltung gegenüber dem außerordentlich wertvollen Begriff des Unbewußten, wie ihn die Psychanalyse unentbehrlich macht, aufzugeben. Nach solchen Korrekturen wird eine Trennung der psychologischen Wissenschaft in zwei getrennte Forschungsgebiete nur noch aus praktischen, keineswegs aber aus fundamental-theoretischen Motiven möglich sein." [1]) Meßmer stellt sogar eine Verquickung beider Forschungsrichtungen für die nahe Zukunft in Aussicht, wenn er schreibt: „Auch experimentelle Untersuchungsmethoden sind auf psychanalytische Probleme anwendbar. Das wird die Zukunft zeigen. [2])

Es ist hier nicht der Platz, an den Ausführungen Meßmers Kritik zu üben. Wir wollten bloß zeigen, daß Meßmer im Gegensatz zu Pfister und Jung grundlegende Zusammenhänge zwischen der Psychanalyse und Psychophysik erblickt und so der Psychanalytiker die Psychanalytiker tot schlägt.

Auffallend ist immerhin, daß Meßmer nur eine experimentelle Psychologie zu kennen scheint, obwohl, wie er sagt, die „materialistische Grundauffassung vom seelischen Geschehen durchaus nicht" [3]) die seinige ist. Meßmer unterscheidet im individuellen psychologischen Leben eine Vergangenheit und Gegenwart. Hätte er auch den historischen Werdegang der Psychologie ins Auge gefaßt, so hätte er eine Psychologie entdeckt, die viel älter ist als die ausschließlich der neuesten Zeit angehörige Psychophysik. Es ist das die von der Schule so genannte rationelle Psychologie. Diese rationelle Psychologie, die auf metaphysischer Grundlage ruht, hat unsere positivistisch gerichtete Zeit vollständig auf die Seite geschoben und an ihre Stelle die experimentelle Psychologie gesetzt, die zwar mit exakten Methoden arbeitet, aber dem Wesen der Seele nicht gerecht wird.

Gegen diesen einseitigen Betrieb der Psychologie richten sich nun die Auslassungen von Pfister und Jung, die ohne Zweifel zu scharf und zu übertrieben sind. Die Psychanalytiker verfallen eben in den Fehler aller jener Wissenschafter, welche ihren neu kultivierten Wissenszweig auf Kosten eines anderen verwandten, der bisher das Feld behauptet, über Gebühr erheben. Zwar sind die Vertreter der experimentellen Psychologie selbst schuld, daß ihre Disziplin so in „Verruf" gekommen ist, indem ein großer Teil derselben die empirischen Untersuchungen lediglich in den Dienst vorgefaßter Meinungen stellt. Die Materialisten erklären die seelischen Erscheinungen in ihren verschiedenen Abstufungen aus den materiellen Vorgängen im Organismus, ja sie behaupten sogar, daß zwischen beiden keine Wechselwirkung stattfinden könne, daß sie nur parallel verlaufen auf Grund einer gemeinsamen Ursache. Diese Ursache aber suchen sie in der Identität zwischen Leib und Seele und in letzter Linie in der Identität der Weltsubstanz, in einem absoluten Wesen. So erweitert sich der psychophysische Parallelismus zum metaphysischen, zum Pantheismus Spinozas.

Beide Richtungen, die materialistische sowohl als die pantheistische trifft das Verhängnis, daß das Objekt ihrer Forschung sich unter ihren Instrumenten verflüchtigt. Zuerst schwinden die Kräfte der Seele, dann die Substanzialität der Seele und damit die Existenz der Seele selbst: die materialistisch und pantheistisch gerichteten Philosophen treiben eine Seelenlehre ohne Seele. Daß eine solche Seelenlehre nicht imstande ist, die Grenzwissenschaften der Medizin, Pädagogik und Ethik zu befruchten, leuchtet von selbst ein, denn niemand kann geben, was er nicht hat. Daher die Klagen der Psychanalytiker über Sterilität und Ertraglosigkeit der offiziellen Psychologie, unter welcher sie keine andere verstehen, als die experimentelle Psychologie oder Psychophysik, und der Ruf nach einer Psychologie, welche die ganze wirkliche Seele zum Gegenstand hat und nicht ein Phantom der Seele oder eine zerstückelte Seele.

So wird die Psychanalyse zu einer indirekten Verteidigung der traditionellen Psychologie, wie sie von Platon und Aristoteles aufwärts bis auf unsere Zeit von der Philosophia perennis stets gepflegt worden ist. Die Psychanalytiker lernten eben die Psychologie lediglich in ihrer oben geschilderten, einseitigen experimentellen Form kennen, wie sie an den akatholischen Universitäten gelehrt wird. Sie wußten nichts von der Existenz einer Psychologie, wie sie an katholischen Universitäten, z. B. Löwen, Innsbruck und Freiburg in der Schweiz gelehrt wird. Das ist eben die Psychologie im Sinne der Psychanalytiker, wo die Seele als geistige Substanz im

[1]) Berner Seminarblätter, IV. Jahrgang 1912. S. 368. — [2]) Ebendort. Anmerkung. — [3]) Ebendort S. 369.

Mittelpunkt des Interesses steht, wo es „auf das Ganze der Seele geht“ und nicht auf eine zerstückelte Seele. Diese Philosophie, wie sie bereits von Aristoteles wissenschaftlich ausgebildet wurde, galt von jeher als ein Zweig der Philosophie und wurde auch mit rein philosophischen Mitteln betrieben, weshalb sie auch als rationelle Psychologie bezeichnet wird. Nicht als ob sie die physischen Tatsachen ignoriert hätte und von bloßen Prinzipien a priori ausgegangen wäre, wie man ihr nicht selten vorwirft. Nein, auch sie stützte sich auf den empirisch festgestellten und allen bekannten Tatsachen des Bewußtseins. In diesem Sinne war auch die rationelle Psychologie eine empirische Wissenschaft, die zunächst auf indirektem Wege aus den Bewußtseinsvorgängen, aus den Tätigkeiten der Seele auf die Existenz der Seele und deren Wesen schloß, um dann auf dem Wege der Deduktion aus dem erkannten Wesen der Seele die der direkten Beobachtung verborgenen Eigenschaften derselben, insbesondere der Einfachheit, Geistigkeit, sowie Unsterblichkeit und ihre ewige Bestimmung abzuleiten.

In neuester Zeit haben auch katholische Philosophen, unter diesen namentlich Gutberlet in seinen zahlreichen psychologischen Schriften und Aufsätzen, und katholische Schulen, wie z. B. die Löwener Schule, das Experiment in den Dienst der rationellen Psychologie gestellt, allerdings mit ganz anderem Ertrage, als die einseitig orientierten Materialisten und Pantheisten. Denn die experimentelle Psychologie, d. h. die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode der Induktion auf die Seelenforschung, hat durchaus ihre Berechtigung, so lange man nicht die Grenzen der Forschung überschreitet, sondern die Arbeitsmethode dem Gegenstand der Untersuchung anpaßt und gewagte Hypothesen vermeidet. So ist es gewiß eine Ueberschreitung des Grenzgebietes, wenn der Forscher sich in philosophischen Erörterungen ergeht, zu denen die konstatierten Tatsachen keinen Anlaß geben, wie Fechner es getan, als er den psychophysischen Parallelismus, d. h. die Uebereinstimmung von leiblichen und geistigen Vorgängen auf Grund der Identität von Leib und Seele aufstellte und von da aus zum metaphysischen Parallelismus, zur Lehre von der Allbeseelung der Natur, dem Hylozoismus, dem Panpsichismus und Pantheismus fortschritt,[1]) oder wenn Herzen, Münzenberg, W. James u. a. aus dieser Korrespondenz von leiblicher und geistiger Tätigkeit den physiologischen Materialismus ableiteten, d. h. jede seelische Tätigkeit, auch die höchste, als eine Funktion der Materie betrachteten. Das ist ebenso unwissenschaftlich, wie wenn der jüngst verstorbene Jenenser Professor Ernst Häckel die Entwicklungslehre, welche Darwin nur auf die Pflanzen- und Tierwelt angewendet wissen wollte, auf die ganze Schöpfung ausdehnte.

Allein diese Verirrungen liegen durchaus nicht im Wesen der experimentellen Psychologie, sondern sie sind ein Mißbrauch dieser Forschungsmethode zu spekulativen Zwecken. Im Gegenteil, die experimentelle Psychologie bildet in den Händen besonnener Forscher ein wichtiges Hilfsmittel zur Feststellung des gesetzmäßigen Verlaufes der immanenten Tätigkeit des Menschen. „Nur muß der Forscher sich bewußt bleiben, daß er die inneren Vorgänge nur insoweit erforschen kann, als sie sich äußerlich durch organische Veränderungen oder Bewegungen eindeutig offenbaren oder kontrollieren lassen. Das trifft aber nicht bei allen Seelentätigkeiten zu, jedenfalls nicht im gleichen Maße. So entziehen sich die rein geistigen Akte dieser Kontrolle, sie werden höchstens durch die sie begleitenden Vorgänge sinnlicher Natur offenbar. Wollte also ein Forscher Seelenvorgänge, die er auf dem Wege der Forschung nicht erreicht, in Abrede stellen, so überschätzt er die Tragweite seiner Forschung, die direkt nur auf sinnenfällige Erscheinungen gerichtet ist. Und deren psychisches Aequivalent würde er nicht erfahren, wenn er nicht auf Grund seines Bewußtseins oder infolge Mitteilung seiner Versuchsperson die Zuordnung gewisser psychischer Vorgänge zu äußeren, organischen Prozessen bereits kennen würde.“[2]) Da gilt eben der uralte erkenntnistheoretische Grundsatz: „Geistiges kann nur von Geistigem erkannt werden.“

Für Forscher, welche mit Hilfe der experimentellen Psychologie das ganze menschliche Seelenleben ergründen wollen, angefangen von den niedersten Regungen und Strebungen der Seele bis hinauf zu den höchsten Gedanken- und Willensvorgängen, gilt das Wort Schillers:

„Alles will jetzt den Menschen von innen
und außen ergründen,

[1]) Vgl. Gutberlet, Psychophysik, S. 93 ff.
[2]) Dr. C. Willems, Grundlagen der Philosophie und Pädagogik. I. Teil. Das Sinnenleben. S. 211.

Wahrheit, wo rett'st du dich hin vor der wütenden Jagd!
Dich zu fangen, zieh'n sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit Geistesschritt schreitest du mitten hindurch."

Die Psychanalytiker gehen also zu weit, wenn sie die experimentelle Psychologie in Bausch und Bogen verwerfen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Vertreter der experimentellen Psychologie, wie Ziehen, Lay, Meumann u. a. übertreiben, wenn sie von ihrer Wissenschaft eine neue Fundierung und Orientierung der philosophischen Seelenlehre erwarten, sie machen sich ebenso großer Uebertreibung schuldig, wie die Psychanalytiker, die ihre junge Disziplin als Panaçée für alle Schäden der Zeit hinstellen. Die junge experimentelle Psychologie wird es nie so weit bringen, alle Fragen der Psychologie, insbesondere nicht die letzten und höchsten über Ursprung, Wesen und Bestimmung der Seele zu lösen. Diese metaphysischen Fragen werden wie bisher, so auch in Zukunft nur von der rationellen Psychologie gelöst werden können. Besonnene Forscher ersten Ranges, wie Wundt, Volkelt, Hellpach u. a., warnen auch vor einer solchen Ueberschätzung der neuen Wissenschaft in deren eigenem Interesse und bekennen, daß sie ihre früheren hochgespannten Erwartungen, durch die tatsächlichen Forschungsresultate ernüchtert, bedeutend herabgeschraubt haben.

Allein ein wichtiger Faktor in der Seelenforschung bleibt die experimentelle Psychologie auf jeden Fall, vorausgesetzt natürlich, daß sie in richtiger Weise betrieben wird. Die Psychanalyse hat den Beweis erst noch zu erbringen, ob ihr Ertrag für die rationelle Psychologie und die Grenzwissenschaften der Medizin, der Pädagogik und Ethik, so groß ist, wie der Ertrag der Psychophysik. Jedenfalls muß schon jetzt gesagt werden, daß die experimentelle Psychologie eine zuverlässigere und exaktere Methode besitzt als die Psychanalyse. Kurz und klar hat die Bedeutung der psychophysischen Resultate für den Unterricht, für die Schulpraxis und für die Ethik Willems zusammengestellt. [1])

Ein Verdienst der Psychanalytiker bleibt es immerhin, mit Nachdruck darauf hingewiesen zu haben, daß die experimentelle Psychologie allein nicht genügt, namentlich nicht in der Form, wie sie gegenwärtig in außerchristlichen Kreisen betrieben wird, sondern notwendig der Ergänzung durch die rationelle Psychologie bedarf.

Auch da zeigt es sich, daß treues Festhalten am „guten Alten", von dem Goethe einmal spricht, kein Fehler ist. Wie hat man die uralte Lehre von der Substanzialität der Seele verhöhnt und verspottet. Von Häckel und Ostwald wollen wir gar nicht reden. Allein selbst der Berliner Salonphilosoph Friedrich Paulsen wartete mit der ironischen Bezeichnung „Seelenklötzchen" auf. Und nun kommt die Psychanalyse und erhebt Einspruch gegen den modernen psychologischen Unfug, der die unteilbare Seele zerstückelt und das seelische Geschehen in „Aktenbündel" auflöst.

Calderon als Deutschlektüre an der Oberstufe.

Von Dr. P. Plazidus Hartmann, Engelberg.

Abhängigkeit von den ausländischen Literaturen ist die Signatur des deutschen Schrifttums. Französische und englische Einflüsse haben sich Jahrzehnte und Jahrhunderte lang geltend gemacht und innerhalb der Marken deutschen Geisteslebens ihre Ideenschlachten geschlagen. Um diese Einflüsse zu würdigen, sind wir genötigt, auf ihre Quellen zurückzugehen, und kein Mensch wundert sich darüber, daß wir Shakespeare gleichsam als deutschen Klassiker recht ausgiebig mit in unsere Lektüre hineinbeziehen. Auch die moderne Literatur werden wir kaum richtig verstehen, ohne Studium der bedeutendsten Werke Tolstois und Ibsens.

Naturgemäß konnte das spanische Schrifttum nie einen so starken Einfluß auf die germanische Literatur geltend machen. Unterschätzen darf man ihn gleichwohl nicht. Man denke nur an Calderons „Das Leben ein Traum", das zu Anfang des 19. Jahrhunderts einer ganzen Flut von Traumgedichten rief, die neben einer Unmenge von Minderwertigem auch Stücke von bleibendem Werte barg wie Raimunds „Verschwender" und Grillparzers „Der Traum ein Leben".

[1]) A. a. O. S. 228 ff.

Der Wert Calderonſcher Lektüre für die Schule, im beſondern für unſere katholiſchen Lyzeen, liegt weniger in ihrer literarhiſtoriſchen Bedeutung als vielmehr in ihrem erſtaunlich tiefen Erziehungs- und Bildungsgehalt. Alexander Baumgartner faßt ſein Urteil über Calderon in die folgenden Worte zuſammen: „Es iſt ein vollſtändiger Irrtum, zu glauben, Calderon ſchließe weniger Bildungsſtoff in ſich, als etwa Shakeſpeare oder Dante. Als Meiſter der Bühnentechnik hat ihn Goethe ſelbſt über Shakeſpeare geſtellt. Als religiöſer Dramatiker aber hat er ſeinesgleichen nicht. Außer Dante gibt es keinen berühmteren Dichter, welcher mit ſo hellem, klarem Verſtande das ganze Gebiet der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie beherrſcht. Ja, Calderon iſt dem großen Florentiner nicht nur in der poetiſchen Darſtellung derſelben religiöſen Wahrheiten überlegen, erfindungsreicher, phantaſievoller, freundlicher und gewinnender; er iſt auch klarer, ſchlichter und in gewiſſem Sinne katholiſcher als Dante. Die Weltanſchauung eines hl. Thomas von Aquin, die Lebensrichtung eines hl. Ignatius von Loyola ſind in ihm zu dramatiſcher Poeſie geworden."

Richard Wagner ſchwärmte, ſeiner eigenen Weltanſchauung zu Trotz, gelegentlich ſo ſehr für Calderon, daß er im Jahre 1858 nahe daran war, ihn „einzig hoch zu ſtellen". Zwei Jahre ſpäter ſchrieb er an Mathilde Weſendonck: „Der Blick über die Welt hinaus iſt der einzige, der die Welt verſteht. So blickte Calderon: und wer hat das Leben, die Schönheit, die Blüte wundervoller nachgedichtet als er?" Goethe nennt Calderon „dasjenige Genie, welches zugleich den größten Verſtand hatte".

Die größte Schwierigkeit gegenüber einer erfolgreichen Calderonlektüre kleidet ſich in die Frage: „In welcher verdeutſchten Form bieten wir ſie unſern Schülern?" Mit Recht wies ſchon Moriz Rapp 1853 auf die Schwierigkeiten Calderonſcher Uebertragung hin und äußert die Anſicht: „Man müßte den Dichter verkürzen und zuſammenziehen; dazu gehört aber etwas mehr Talent, als ein gewöhnlicher Ueberſetzer zu haben pflegt." Die Gries'ſchen Bearbeitungen, die am alten Grundſatz der Romantik auf ſilbengenaue Formenſtrenge feſthalten und den estilo culto üppig und unbeſchnitten wuchern laſſen, vermögen unſern Geſchmack auf die Dauer nicht zu befriedigen. Das gilt leider in etwas auch von dem verdienſtvollen, monumentalen Ueberſetzungswerk Lorinſers. Die freie Wiedergabe Calderonſcher Dramen in durchlaufendem Blankvers von Weſt (Schreyvogel) läßt dagegen leider die beſte und tiefſte Eigenart des genialen Spaniers vermiſſen.

1908 veröffentlichte Richard Zoozmann auf Drängen von P. Expeditus Schmidt eine Bearbeitung des berühmten ſymboliſchen Schauſpiels „Das Leben ein Traum" (München, Etzold und Co.). Er betrat dabei einen Mittelweg, indem er den ſpaniſchen Achtfüßer nicht in Trochäen, ſondern in jambiſchen Vierfüßern wiedergab. Sein Ziel, dem deutſchen Geiſte nicht nur den Tiefgehalt Calderonſchen Dichtens, ſondern dem deutſchen Mund und Ohr auch etwas vom Zauber des Calderonſchen Stiles zu vermitteln, hat er entſchieden nicht verfehlt. Zoozmann ſtellt ſich uns hier nicht nur als feinſinniger Ueberſetzer und vorzüglicher Kenner des großen Spaniers vor, ſondern auch, was entſcheidend war, als Dichter. Bietet „Das Leben ein Traum", dieſes einzigartige Hohelied auf die Freiheit des Menſchen, mit den geiſtvollen, abgrundtiefen Reflexionen über Prädeſtination und die vanitas vanitatum eine nie zu erſchöpfende Fülle erhebendſter geiſtiger Anregung, ſo muß dieſes Meiſterwerk in der freien diskreten Gewandung Zoozmanns erſt recht zur Lektüre an der Oberſtufe unſerer Schule locken. Die praktiſchen Erfolge, die ich damit erzielte, waren denn auch ſo erfreulich, daß ich Calderon wohl nie mehr miſſen kann, und deshalb erlaube ich mir auch, meinen verehrten Herren Kollegen „Das Leben ein Traum" recht angelegentlich als Schullektüre zu empfehlen. Im Sinne der Vertiefung des Geleſenen ließe ſich mit Vorteil das gleichnamige geiſtliche Feſtſpiel Calderons (Ueberſetzung Lorinſers) anſchließen, womit der Schüler auch in die unermeßliche Ideenwelt der Autos sacramentales eingeführt würde. Als Hauslektüre iſt „Der ſtandhafte Prinz" ſehr empfehlenswert.

Zum Schluſſe gebe ich dem Wunſche Raum: Möchte uns Zoozmanns Uebertragertalent noch weitere Früchte des größten ſpaniſchen Dichters zum ungetrübten Genuſſe bieten!

Zunftstube.

Gymnasiallehrerverein; Maturitätsfrage. Die Versammlung des schweiz. Gymnasiallehrervereins, welche am 4. und 5. Oktober in Baden stattfand, verlief in gewohnt ruhigen Bahnen. Schon die Sitzungen der einzelnen Sektionen, in welche der Verein, man möchte fast sagen, sich aufgelöst hat, boten reiche Anregungen. Besondere Ueberraschung erregte in weiteren Kreisen das Referat von Dr. Wyß, St. Gallen, im Altphilologenverband über relativen Bildungswert und Stundenzahl des Latein- und Griechischunterrichts, welches in der Forderung gipfelte: Obligatorium des Griechischen durch alle Klassen des Gymnasiums mit entsprechender Stundenzahl, Fakultativum des Latein. Leider mußte die gespannt erwartete Diskussion, da die vorgerückte Zeit eine gründliche Aussprache nicht mehr gestattete, auf nächstes Jahr verschoben werden. An der Hauptversammlung hatte schon das erste Referat über Mensch und Boden von Dr. O. Flückiger wegen seiner bescheidenen Sachlichkeit sympathisch berührt; noch ungeteilteres Interesse fand Dr. Käslin mit seinen Mitteilungen über das Ergebnis einer von der Lehrerschaft der aargauischen Kantonsschule veranstalteten Umfrage bei frühern Schülern der Anstalt. Die Hauptforderungen, welche gestellt wurden — und die Diskussion zeigte, daß fast überall ähnliche Wünsche sich geltend machen — sind: Nicht Spezialvorbereitung auf das Fachstudium an der Universität, sondern Allgemeinbildung; die Humaniora, insbesondere auch die Muttersprache müssen gegenüber den Naturwissenschaften wieder zu ihrem Rechte kommen; engere Verbindung zwischen den einzelnen Fächern und Auseinandersetzung mit den großen Lebensfragen, darum Einführung eines philosophischen Kurses; gegenüber dem einseitigen Intellektualismus stärkeres Wertlegen auf Erziehung, Charakterbildung; bessere Fühlungnahme zwischen Lehrern und Schülern. Daß die Vertreter der früher gerade wegen dem Festhalten an solchen Postulaten vielfach als rückständig verschrieenen Klosterschulen mit einer gewissen Befriedigung heimkehrten, wird ihnen niemand verargen. Als nächstjähriger Tagungsort ist Biel in Aussicht genommen; doch soll unter Umständen schon im Frühjahr eine außerordentliche Versammlung an einem zentralen Orte abgehalten werden zur Besprechung der Maturitätsfrage. Das Barthsche Gutachten über die Reform der höhern Schulen in der Schweiz war erst wenige Tage vor dem Kongreß in Baden in die Oeffentlichkeit gelangt und konnte darum noch nicht Gegenstand der Beratung bilden. Unterdessen ist es vom Departement des Innern durch Vermittlung der kantonalen Erziehungsdirektionen auch den einzelnen Anstalten zur Vernehmlassung zugestellt worden. Es dürfte am Platze sein, daß unsere Kreise, insbesondere unsere Schulorganisationen bezw. ihre einschlägigen Kommissionen sich gründlich mit der Frage befassen, um noch bevor die einzelnen Schulen ihre Antworten eingeben, in den wichtigsten Punkten einheitliche Richtlinien festzulegen. Natürlich steht auch unser Organ zu einer Aussprache über die ganze Angelegenheit oder Sonderfragen stets offen.

B. E.

Bücherecke.

Lienert Meinrad, Die Stimme der Heimat. Volksbücher des Deutschweizerischen Sprachvereins. Heft 6. Ernst Finkh, Basel. 20 S. Fr. 1.—.

Das Heft enthält eine Würdigung und Empfehlung des bei Huber und Cie. in Frauenfeld erscheinenden Schweizerdeutschen Idiotikons. Lienert erzählt, wie Dr. F. Staub die erste Anregung zu diesem großen Unternehmen gab, wie sich der Stab der Mitarbeiter vermehrte, wie die Schriftleiter in streng wissenschaftlicher Arbeit das gewaltige Material sammeln und sichten, wie sie es verstehen, nicht bloß tote Wörter zusammenzustellen, sondern daraus ein lebensvolles Bild der schweizerischen Volksseele erstehen zu lassen. An Hand gut gewählter Beispiele wird dem Leser ein Einblick in den reichen Inhalt des Wörterbuches ermöglicht, und schließlich werden auch die wissenschaftlichen Ergänzungsarbeiten kurz, aber liebevoll gewürdigt. Und all das sagt Lienert in der Sprache des gemütvollen Poeten, die den Leser mit neuer Liebe zur heimischen Mundart und aufrichtigem Dank gegen die Schöpfer unseres Wörterbuches erfüllt. P. L. H.

5. Jahrgang Nr. 8. 25. Dez. 1919

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Mittelschule und ästhetische Bildung. — La lecture dans l'enseignement du français. — Bücherecke. — Zunftstube.

Mittelschule und ästhetische Bildung.

Von Dr. P. Magnus Künzle O. M. Cap., Stans.

Bei der Enquete, die die verehrte Lehrerschaft am Gymnasium in Aarau zum Zweck allfälliger Reform des Lehrplanes unternommen, wurde von einer Anzahl ihrer ehemaligen Schüler auch ein weiteres Einführen in das Verständnis von Schönheit, Kunst und deren historische Erscheinungen gewünscht. Wir müssen es offen gestehen, uns hat dieser Wunsch in der Seele gefreut. Zwar haben wir vom katholischen Gymnasium in der Schweiz an allen Anstalten wenigstens zwei Stunden dem Studium der Aesthetik und Kunstgeschichte eingeräumt. Aber auch in unserem Lager gibt es manche, welche meinen, unter allen Fächern könnte man am ehesten etwas von der Aesthetik wegnehmen: sie sei von allen von der geringsten Bedeutung für das Leben. Wir teilen diese Ansicht nicht, bedauern sie vielmehr und können deren Ursache nur in einem Mangel an eigener ästhetischer Bildung und laienhafter Unkenntnis auf diesem Gebiete sehen. Ersucht von der verehrlichen Redaktion der „Mittelschule“ um eine Arbeit aus dem Gebiete der Aesthetik, halten wir es deshalb nicht für unangemessen, obige Frage wieder klar ins Auge zu fassen. Für heute gedenken wir über die Bedeutung der ästhetischen Bildung für unsere Mittelschüler, vorab Gymnasiasten und Lyzeisten zu sprechen, vielleicht ein andermal über die Art und Weise, wie die ästhetische Bildung an den Mittelschulen besonders gepflegt werden kann.

Um jedoch einer falschen Auffassung vorzubeugen, wollen wir zum voraus bemerken, daß wir die ästhetische Bildung nicht als die notwendigste erachten. Diese Stellung weisen wir begreiflicherweise der religiös-sittlichen Bildung zu auf natürlichem und übernatürlichem Gebiete. Es ist auch klar, daß die Aesthetik als Fach und Lebensberuf verhältnismäßig nur von einem kleinen Bruchteil der uns anvertrauten Zöglinge gewählt wird. Deshalb kann die ästhetische Bildung an der Mittelschule auch nicht eigentlich eines der Hauptfächer sein. Dessenungeachtet räumen wir ihr doch keine geringe Bedeutung im Kreise der Unterrichts- und Erziehungsfächer an der Mittelschule ein.

Fürs erste verlangt das Menschenkind in unserm Zöglinge nach einer soliden, ergiebigen ästhetischen Bildung und Erziehung. Der Schöpfergott, der selbst in unzugänglichem Lichte wohnt und mit der Schönheit wie mit einem unvergänglichen Kleide angetan ist, hat jedem Menschenkinde, das in diese Welt kommt, auch ein Vermögen in seinen Kräfteschoß gelegt, dank welchem es die Schönheit auf allen Gebieten kosten kann.

Aber es geht mit dieser Kraft wie mit jeder andern. Sie will durch das Wort des Lichtes und der Liebe aufgeweckt und ausgebildet werden. Auch auf ästhetischem Gebiete und vielleicht auf diesem vor allem sind absolute Autodidakten Raritäten.

Diese Heranziehung des Menschenkindes zum Verständnis und Genuß der Schönheit ist um so mehr Pflicht der Erzieher, als die ästhetischen Erlebnisse so süße und erhebende Augenblicke für den Menschen sind. Das ästhetische Erlebnis bedeutet ja den Abschluß und die Krönung der höchsten Lebensprozesse: den Reifeakt der erkennenden und fühlenden Kräfte, eben den Akt der entsprechenden Kräfte in seinem höchsten Stadium. Der hl. Thomas sagt so einfach:

Schön ist, was im Schauen gefällt; schön ist, was in Proportion steht zu unserer erkennenden Kraft: Sinn und Geist. In der Beschäftigung mit dem Schönen kosten wir freilich die ästhetische Güte des Objektes, aber in tiefstem Grunde auch das ästhetische Sein unseres höheren Wesens selbst. Diese Freude an Objekt und Subjekt, an Welt und Mensch, sollten wir allen jungen Menschenkindern ermöglichen und möglichst vollkommen zu gestalten suchen.

Verwehrt uns das Christentum diese Freude am Schönen? Die Negation dieses ästhetischen Zuges am Christentume wäre auch die Negation des Christentums selber. Allerdings berufen, uns die höchste Lebensfreude in der Freiheit von der Sünde und im Bewußtsein der übernatürlichen Kindschaft Gottes zu geben, will es uns eben doch nicht bloß dem guten Gotte entgegenführen, sondern auch dem schönen. Der Apostel tröstet ja unser nach der Schönheit, vor allem nach der unendlichen, unvergänglichen Schönheit Gottes so dürstendes Herz: „Videbimus eum sicuti est facie ad faciem. Wir werden ihn schauen, wie er ist, von Angesicht zu Angesicht." Noch mehr. Er verheißt uns einen Genuß aus Aug und Herz, wie er hienieden noch keinem Auge und keinem Herzen zu teil geworden. Aber Aug und Herz, das unmittelbare Schauen und Fühlen sind ästhetische Kräfte und Funktionen. Auf unsern Herrn und Heiland beziehen sie das Schriftwort: Er ist „schön an Gestalt vor allen Menschenkindern". Er der Urheber, nach dem sie dem Christentum als seinem Vater den Namen gegeben, ist ja die Schönheit selbst, der volle Widerglanz der göttlichen Substanz und die Kunst des allmächtigen Vaters. Alles ist durch ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts. Uebernatürliche Schönheit und Christentum sind auf der Welt an einem und demselben Tage geworden. Trägt deshalb das Menschenkind einen unwiderstehlichen Drang nach Schönheit und deren Genuß in sich, so kennt das Christenkind dieses Heimweh nach der Schönheit, den Beruf zum Schauen der ewigen Schönheit noch doppelt in sich.

Sage man nicht: Etwas anderes ist es um die ewige Schönheit und ein anderes um die Schönheit in Zeit und Welt.

Freilich erblaßt alle geschaffene Schönheit auf natürlichem und übernatürlichem Gebiete wie ein Stern vor der aufgehenden Sonne der ewigen Schönheit, der unendlichen Schönheit Gottes. Aber berufen zum Schauen der ewigen Schönheit sehnt es uns, ihre Ausstrahlungen in Zeit und Welt und Kirche und in den geschaffenen Dingen zu schauen. Und deshalb ist es eine wahre kleine Erlösung fürs Menschenaug und Menschenherz, wenn sie für das Schauen und Kosten der Schönheit herangebildet werden.

Welcher Mensch und Christ hätte sodann nicht ein helles Interesse, die Werke der Kultur kennen zu lernen, wie sie die Menschheit und das Christentum geschaffen haben? Ebenso verlangen die meisten praktischen Berufe von ihren Vertretern nicht bloß quantitativ, sondern besonders auch qualitativ befriedigende Arbeit. Aber in beide, in Kenntnis und Praxis, führt eben ein theoretischer und praktischer Unterricht in æstheticis ein. Deshalb ist für jeden Menschen und Christen eine seinem Stande entsprechende Einführung ins Reich des Schönen von größtem Vorteile.

All diese Gründe sprechen in besonderer Weise für die Notwendigkeit der ästhetischen Ausbildung unserer Mittelschüler, vor allem für die humanistische Abteilung derselben. Sie sollen die Blüte der Menschheit, das ausgebildete Menschentum werden. Deshalb darf ihr Kräftesystem nicht einseitig entwickelt, sondern müssen alle Vermögen in harmonischer Entwicklung ihrer Reife entgegen geführt werden. In den Bann dieser Notwendigkeit werden auch die ästhetischen Vermögen gezogen, und auch sie bedürfen zur Höhe einer wahren humanistischen Bildung der systematisch geförderten Entwicklung.

Ferner ist vor allem der Mittelschüler berufen, die Welt auch als Schönheit zu verstehen und zu kosten. Die Welt als Schönheit ruft auch wie die Welt als Wahrheit und Güte einem sie verstehenden Menschenkinde. Wer soll dieser Beglückte in erster Linie anders sein, als wieder derjenige, der sich den höchsten Studien, den höchsten Berufen der Menschheit hingibt, unser Mittelschüler. Eine ganze Reihe von ihnen ist zudem besonders berufen zum Priestertume. Wie müssen diese aus der Schönheit von Welt und Kirche ihren Gott in seiner Schönheit verstehen und sein Verständnis andern ermitteln können. Niemand muß, um diesen Gedanken immer wieder hervorzuheben, einen speziellen ästhetischen Beruf ausgenommen, mehr ästhetisch gebildet werden als der Priester. Der Priester, der von der heiligen Kirche in das innerste Heiligtum eingeführt wird, wofür

nur das Schöne gut genug ist. Naturnotwendig muß dieses Schöne des kirchlichen Heiligtums vor allem im Priester ein helles Auge und ein warmes Herz finden, dem berufensten Hüter seiner Weihe und Schönheit. Es wäre ein Jammer, wenn man diese Ideen erst noch zum Verständnis derer führen müßte, welche über Bildung der Priesteramtskandidaten mitsprechen wollen. Soll der künftige Priester die Schönheit des Hauses Gottes lieben, so muß er sie erst verstehen. Es wird wünschenswert sein, daß der Priesteramtskandidat auf dem Priesterseminar recht eigentlich in die kirchliche Schönheit und Kunst eingeführt wird. Erst nach einem gründlichen Studium der Philosophie und Theologie kann er sie recht verstehen und an ihren Ideen sich laben. Aber die sakrale Schönheit und Kunst setzt ein allgemeines ästhetisches Verständnis schon voraus. Und dieses soll eben dem Priesteramtskandidaten wie den andern Zöglingen auf dem Gymnasium und Lyzeum verschafft werden. Es ist eine satte Torheit, wenn man meint, das verstehe sich alles von selbst, die jungen Leute kommen von selbst zu diesem Erkennen und Fühlen. Ihr Aug und Herz muß für die Schönheit erst geöffnet und erzogen werden. Man nimmt dem Priestertum einen schönsten Flor, wenn man es nicht gründlich heranzieht zu ästhetischem Schauen und Empfinden.

Wir verlangen sodann die ästhetische Bildung im Interesse der intellektuellen Bildung der uns anvertrauten Schüler. Die ästhetische Bildung hat einen großen Einfluß auf die intellektuelle Bildung überhaupt. Einmal fördert die ästhetische Bildung im Zögling die Liebe zur Wahrheit. Daß wir es mit einem Worte sagen, was wir denn unter Schönheit verstehen, so lautet unser ästhetisches Bekenntnis immer wieder: Schönheit ist Wahrheit. Freilich nicht jede Wahrheit ist auch schon als solche für uns eine Schönheit. Daß die Wahrheit Schönheit sei, muß sie sich dem Menschenkinde im Lichtgewande offenbaren. Sie darf auch nicht bloß die eine Seite eines Wesens lichtvoll darbieten; sie muß die volle Wahrheit in diesem Lichte schauen lassen. Und die Kunst? Die Kunst ist lichtvolle Widergabe der Welt der Wahrheit. Eine schöne Darstellung der Dinge, nennt sie mit Recht einer, der sonst so viel Unrechtes auf dem Gebiete der Philosophie geleistet hat. Ich meine Kant. Aber hier harmoniert er mit der Scholastik. Auch ihr, wie z. B. dem hl. Bonaventura, ist ein schönes Bild jenes, und wäre es selbst das des Teufels, das den Gegenstand allseitig richtig gibt.

Man spricht heute so viel vom Expressionismus. Ja, die Kunst hat eine expressionelle Aufgabe. Aber das, was sie zum Ausdruck bringen soll, ist eben auch weltgemessen, hat seine Maße, wie St. Thomas sagt. Die letzten Maße alles Denkens und alles Schaffens sind die Maße Gottes. Der Expressionismus in seiner extremen Form ist ganz protagoräisch gedacht. Denn so ist der Mensch das Maß aller Dinge. Aber die theistische Kunst sieht auch hinter dem größten Kunstgenie die großen Maße der ewigen, unendlichen Vernunft. Die Kunst ist gemessen, und die wahre Kunst bringt eben diese Gottesmaße, die Wahrheit, zum Ausdrucke. Wahrheit ist wie aller Schönheit so auch aller Kunst innerstes Leben und Geblüt. Der Künstler und sein Versteher ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Wahrheit. Aus diesen tiefen Zügen fördert die ästhetische Bildung in hohem Maße das intellektuelle Leben der Schüler.

Des fernern ist die ästhetische Bildung auch eine Pflegstätte eines exakten Studiums. Schönheit und Kunst wollen ganz durchschaut und gekostet sein. Wie heftet der Blick des geschulten Beschauers an diesem und jenem scheinbar kleinen Zuge in der Bildung des Gesichtes, der Stellung von Hand und Fuß und tausend andern scheinbar kleinen Dingen. Wir sagen wiederum: scheinbar kleinen Dingen, eben deshalb, weil in ihnen Schönheit und echte künstlerische Auffassung zum vollen Ausdruck kommen. Die wahre ästhetische Beschäftigung ist in Wahrheit eine exakte Tat.

Der Künstler gibt uns im kleinen Bilde ein Stück Weltanschauung. Es spricht aus ihm seine ganze geistige Welt, sein ganzes Denken und Empfinden, und dieses ist eben wieder verankert in den großen Linien und Zügen der Welt um ihn. Kunstwerke kann es geben, sagt Lotze mit Recht, die uns wie in einem kleinen Prisma das Universum schauen lassen. Der Künstler gibt im Bilde, in der Anschauung, was der Philosoph in abstrakten Begriffen uns bietet. Der Künstler, sagt ein altes Wort, ist ein Halbbruder des Philosophen. Also wieder Förderung des intellektuellen Lebens durch die ästhetische Bildung.

Die Kunst ist ein Kind der Intuition. Wohl braucht es oft lange Studien zum Verständnis seines Werkes. Aber das ästhe-

tische Verhalten selbst ist wie ein ens indivisibile, ein unteilbares Sein. Es besteht in dem einfachen Akt der Beschauung und der aus dieser erglühenden und erblühenden Empfindung. Aesthetisches Verhalten ist gefühlserfülltes Schauen. Die Intuition ist das Medium, durch das wir des Schönen teilhaftig werden. Diese Intuition ist nun auch eine sehr fruchtbare Nährmutter aller Tiefblicke, aller Erfindungen, allen tiefern und innigeren Verständnisses. Durch die Pflege der Intuition fördert deshalb die ästhetische Bildung auch die intellektuelle.

Was sollen wir erst sagen von der wertvollen Bereicherung unseres intellektuellen Lebens mit neuer Kenntnis durch die ästhetische Bildung! Einst berief sich ein Diskutierender bei einer ästhetischen Frage an einer katholischen Lehrerversammlung auf die Psychologie. Man antwortete ihm: Wir haben es jetzt mit der Aesthetik zu tun und nicht mit der Psychologie. Wie hat sich dieser Mann damit unsterblich bloßgestellt! Als ob die Aesthetik nicht mit allen Fasern tiefst in der Psychologie steckte. Als ob nicht die Väter der wahren Aesthetik, ein Plato und Aristoteles, ein Thomas und Bonaventura, immer wieder das Schöne aus seiner Beziehung zu unserer Psyche zu erklären suchten. Die Aesthetik ist zum großen Teile, sagen wir in ihren tiefsten Problemen, Psychologie, und deshalb von großem Vorteile für die philosophische Bildung.

Wie verursacht eine wahre ästhetische Bildung Freude an der Natur, an ihren wunderbaren Ordnungen im großen Weltganzen an den Wundern der Kleinwelt. Die ästhetische Bildung kommt den Naturwissenschaften zu gute. Auch der Mathematik? Ohne Zweifel. Ein ästhetisch geschulter Geist hat auch eine eigene Freude an den Maßen der Mathematik, an den klaren Rechnungen, den gemessenen Gebilden und Geisteskristallen. Es muß für uns einst ein unsagbarer Genuß sein, die Weltzahlen zu verstehen. Die ästhetische Bildung läßt auch durch ihre Intuition Geistgebilde der Mathematik zur Welt der Schönheit werden.

Und die Geschichte? Wie fördert die Kunstgeschichte das Studium der Weltgeschichte! In den Werken der Kunst, wie sie uns überliefert sind, fühlen wir der betreffenden Zeit auf den Puls ihres innersten Denkens und Empfindens. Man hat auch schon den Gedanken ausgesprochen: wozu eigens Aesthetik? Die Hauptwerke der Kunst kann man in der Weltgeschichte erwähnen. Gut. Aber dann wandle man die Geschichte zuerst in Aesthetik um, gebe dem Zöglinge das Verständnis für Schönheit und Kunst, dann hat es erst Sinn und Wert, ihn in der Geschichte mit den Werken der Kunst bekannt zu machen. Die Aesthetik ist eine absolut notwendige Voraussetzung einer vernünftigen Kunst- und allgemeinen Kulturgeschichte.

Noch ein Wort über ästhetische Bildung und ethische Erziehung. Das Gymnasium, gründlich und segensreich betrachtet, ist nicht bloß eine Stätte der intellektuellen Bildung, sondern vorab eine Bildungsstätte für den Menschen als solchen. Der Mensch ist mehr wert als der Philosoph und der Naturwissenschaftler und der Historiker. Der Mensch ragt mit seiner Bestimmung in die Ewigkeit hinein. Seine ethische Lebensführung hat Ewigkeitswerte. Deshalb ihr die erste Bildung und Erziehung. Diese ist nicht bloß Fachunterricht, sondern ist Schulprinzip und Vorderstes.

Wir sagen nun fürs erste: die ästhetische Bildung fördert fast naturnotwendig die ästhetische Lebensführung selbst. Freilich ist die ästhetische Lebensführung selbst noch lange nicht, wie Herbart meinte, auch immer schon eine wahrhaft ethische. Diese hat noch ganz andere Motive als die rein ästhetische Lebensführung und auch ganz andere Kräfte. Aber man kann es nicht in Abrede stellen: eine Vorschule für die ethische Lebensführung ist, wie Schiller mit Recht bemerkt, die ästhetische Bildung doch. Wer sich daran gewöhnt, aus rein ästhetischen Gründen vernunftgemäß zu handeln, der hat sich eben eine Gewohnheit im Naturgemäßen gebildet, aber eben damit sich auch in etwa ins Ethische hineingearbeitet. Denn was will die Ethik auf bloß natürlichem Gebiete anders als die Förderung und Pflege dessen, was der vernünftigen Menschennatur entspricht. Es braucht dann nur noch die Beziehung auf das letzte Ziel des Menschen hinzukommen, um der ästhetischen Handlung den vollen Wert einer ethischen zu geben.

Wir sind länger geworden, als wir erst dachten. Aber wie können so tief greifende Probleme in einem Satze abgetan werden! Was wir möchten, wäre, daß das ästhetische Studium, die ästhetische Bildung und Erziehung unserer jungen Leute recht lebhaft betrieben würde, den jungen Leuten zur

wahren Freude, ihrer tiefsten Geistes- und Herzensbildung zum ergiebigsten Fortschritte, ihrer künftigen Stellung als Führer und Erzieher des Volkes zur Leuchte und Leitung, dem Volke selbst zur Förderung jener Kultur, die allerdings auch die Schönheit der Erde und ihrer Erscheinungen begrüßt, die aber vor allem nach den Höhenzügen der ewigen Schönheit ihr Auge richtet und von dorther Licht und Liebe zu aller Zeit- und Ewigkeitskultur schöpft.

La lecture dans l'enseignement du français.

Par le Père Dr. Christophe Favre, Stans.

La lecture forme une partie essentielle de l'enseignement du français, d'aucuns disent même le centre, quand ils ne vont pas jusqu'à lui sacrifier la grammaire. Tel n'est pas le cas en Suisse. Feuilletez les catalogues de la dernière année scolaire et vous verrez avec satisfaction quelle large place la grammaire occupe dans nos établissements d'instruction secondaire. Ce qu'on pourrait peut-être trouver excessif, c'est la profusion des manuels, quelquefois même dans le même collège. Il y en a pour tous les goûts, depuis le vénérable Borel jusqu'à l' «eigenes Manuskript». Nous avons dit ici même comment nous concevions l'enseignement de cette branche. La lecture doit attirer non moins notre attention. Pas plus qu'à propos de la grammaire, on ne saurait ici décréter, a priori, des règles universelles ou imposer des solutions passe-partout, mais nous croyons qu'il n'est sans doute pas inutile de parler, entre professeurs, des choses de notre métier.

1. But de la lecture.

Après l'avoir familiarisé quelque peu avec les éléments de la grammaire, le maître met l'élève en présence d'un texte, et désormais la lecture ne le quitte plus. Adaptée au développement de ses facultés, simple narration ou description d'abord, ouvre d'un grand classique pour finir, elle lui œuvre un monde aux perspectives les plus variées et les plus riches. C'est par elle que s'ouvre l'enseignement pratique de la langue, et c'est par elle aussi qu'il s'achève, si toutefois on peut parler d'achèvement en la matière.

Tout d'abord l'élève trouve dans la lecture l'application et le complément obligé de la grammaire. Celle-ci n'était pour lui qu'un instrument, il ne l'apprenait pas en vue d'elle-même; la lecture, c'est déjà la pratique qui se substitue à la théorie; avec elle la grammaire cesse d'être lettre morte, elle devient vie.

La lecture révèle peu à peu les rouages de tout ce mécanisme si compliqué, si délicat et si riche qu'est une langue. Impossible de la posséder même convenablement sans fréquenter sa littérature. La conversation, si nécessaire d'ailleurs, ne peut y suppléer que très imparfaitement. Le vocabulaire et les formes dont nous faisons usage dans la conversation sont toujours plus ou moins restreints. Un homme d'esprit n'a-t-il pas osé écrire qu'une Parisienne se tirait parfaitement d'affaire avec un vocabulaire de 500 mots? Faisons la part de l'exagération et reconnaissons le bien fondé de la boutade. La lecture, au contraire, nous livre toutes les richesses d'une langue. Lisez, par exemple, dans le délicieux Voyage autour de ma chambre de X. de Maistre, le chapitre intitulé la mort d'un ami, et vous verrez qu'il y a dans une seule page une foule de mots et de tournures, qui sans être nullement recherchés, ne sont cependant pas de la monnaie courante.

Si vaste soit-il, ce n'est là qu'un des horizons que la lecture ouvre à l'élève. A mesure que le cercle de ses lectures s'étend, il fait peu à peu la connaissance d'un peuple nouveau pour lui. Qui d'entre nous ne se souvient du jour ou un classique latin ou grec lui fut mis pour la première fois entre les mains? Ce jour-là la curiosité, la surprise et le plaisir aidant, il a eu le sentiment qu'il entrait en contact avec une âme qu'il ignorait. Il était le voyageur qui de loin découvre un pays qu'il s'apprête à parcourir. Et depuis ce moment, des années durant, nous avons pu assister au spec-

tacle d'un monde vraiment nouveau défilant sous nos regards: nouveau quant aux choses, quant à la manière de les concevoir, de les dire, quant à la religion, à l'idéal, à la civilisation. C'est, à un degré moindre, il est vrai, mais réel, le spectacle qui captive l'élève qui se met résolument à scruter les trésors de toute langue moderne. N'a-t-on pas dit de celui qui apprend une langue nouvelle qu'il acquiert une âme nouvelle?

La lecture enfin initie l'élève à la littérature; elle en devient le complément obligé. Sans elle l'histoire de la littérature est une science morte et le temps qu'on y consacre est absolument perdu. Ces jugements que l'élève apprend par cœur sur la foi de son manuel n'ont aucune valeur et s'oublient, aussitôt appris, si des lectures appropriées, des morceaux bien choisis ne viennent illustrer la théorie. Vous pouvez lire partout, par exemple, à propos de La Fontaine, qu'il possède l'esprit ou le sel gaulois. Voilà une énigme pour l'élève jusqu'au jour ou vous le mettrez en présence de telle ou telle fable imprégnée de ce sel.

La lecture est donc aux mains d'un maître qui a à cœur la culture de la jeunesse un instrument des plus précieux. Raison de plus pour lui de vouer le plus grand soin au choix de ses auteurs et de ses livres.

2. Ce qu'il faut lire.

Les collections d'auteurs français éditées dans les pays de langue allemande sont aussi nombreuses que variées, à tel point que pour guider le maître dans son choix au milieu de cette selva oscura on a mis à jour un «canon». Ce canon donne sous une forme très succinte des renseignements sur les diverses éditions, leurs qualités ou leurs défauts, il indique à quelle classe de garçons ou de jeunes filles telle œuvre est destinée, etc. Ce petit guide peut rendre quelques services.

Les collections les plus en vogue, tout en offrant un riche choix de textes, sont loin d'être parfaites. Le Manuel de Ploetz, la France littéraire sont insuffisantes pour la seconde moitié du XIXe siècle. Les éditions de Velhagen, de Renger, etc. renferment beaucoup de non valeurs, alors que des œuvres de premier ordre attendent encore leur éditeur. Le maître n'hésitera dons pas de recourir de temps en temps à des œuvres imprimées en France.

Les lectures seront adaptées à la capacité des élèves, ni trop faciles, parce qu'ils s'en désintéresseraient, ni trop difficiles, parce qu'ils se décourageraient. Quoi que vous leur offriez, fragments de romans, nouvelles, morceaux descriptifs, poésies lyriques ou œuvres dramatiques, que ce soient, en règle générale, des pages excellentes au point de vue du style et de la pensée. Que S. François d'Assise soit ici notre modèle, lui dont son historien S. Bonaventure a pu écrire: Contuebatur in pulchris pulcherrimum.

Dans les classes supérieures surtout le maître ne se contentera pas de faire connaître à sa classe des morceaux de bravoure des principaux écrivains. «On ne peut admettre, lisons-nous dans une circulaire française de l'année 1909 à propos de l'enseignement des langues vivantes, on ne peut admettre que nos élèves quittent le lycée sans avoir fait connaissance directement et par eux-mêmes avec Goethe ou Shakespeare, Dante ou Cervantés et autrement que par de courts fragments détachés. On s'appliquera, dans la mesure du possible, à leur faire étudier dans son ensemble au moins une œuvre ou un texte étendu d'un ou deux des plus grands écrivains, du pays dont ils étudient la langue».

Il est surprenant que les œuvres les plus caractéristiques doivent assez souvent céder le pas à des œuvres ternes ou très peu représentatives du génie français. Celui-ci a produit à l'époque classique trois œuvres qui n'ont pas leur égal dans aucune littérature moderne: les comédies de Molière, les fables de La Fontaine et les sermons de Bossuet. Molière est le plus cultivé des trois, sans l'être assez cependant, la Fontaine, «l'Homère français» est loin d'avoir la place qui lui revient; quant aux sermons de Bossuet, on ne les connaît que par cette bourde que colportent éternellement nos histoires de la littérature: «Bossuet ne quitte

jamais les hauteurs». Et pourtant, j'en parle par expérience, les fables de La Fontaine et les sermons de Bossuet (j'en ai lu deux in-extenso plusieurs fois avec les élèves du lycée: le sermon sur la parole de Dieu et le sermon sur la mort, ed. Gazier, chez Belin, Paris) sont des classiques qui, au bout de quelques jours d'initiation, captivent les élèves. [1]) Je sais très bien qu'ici comme partout il importe de ne rien donner aux élèves qu'ils ne puissent pleinement comprendre, mais le professeur n'est-il donc pour rien dans sa classe? Sous prétexte qu' Homère, Thucydide, Horace et tant d'autres ne peuvent être lus aperto libro par notre jeunesse, a-t-on jamais conclu qu'elle devait ignorer ces génies?

Quant aux morceaux choisis, auxquels il faut nécessairement recourir faute de mieux, le maître aura soin, par une brève analyse et des commentaires, de les situer dans leur milieu. L'intelligence en est ainsi sensiblement facilitée et la valeur du morceau en ressort mieux.

3. Comment il faut lire.

Il est impossible de répondre à cette question d'une façon absolue. L'intelligence des élèves, la page à interpréter et tant d'autres circonstances peuvent modifier la méthode du professeur que l'on pourrait prêter des velléités de caporalisme à qui voudrait imposer sa manière de voir en cette matière. C'est ici du reste que la personnalité du professeur, chose qui ne se donne pas, trouve libre carrière. Je me borne donc d'indiquer ce que je m'efforce de faire moi-même.

Dans la première leçon je présente l'auteur à mes élèves. Ils vont passer quelques semaines en sa compagnie, il faut bien qu'ils sachent avec qui ils ont affaire. En quelques mots je déroule devont eux sa biographie, le milieu dans lequel il vécu, l'école à laquelle il a appartenu, l'intérêt qu'offre son œuvre, en particulier l'opuscule qu'ils ont entre les mains.

J'insiste beaucoup et chaque fois pour que l'élève interrogé lise bien. Jl croit trop souvent qu'il suffit de bien traduire le texte; la lecture étant à ses yeux secondaire, il lit en général assez mal. Je crois que sur ce point il faut tenir ferme et exiger que l'exercice de la lecture soit, lui aussi, préparé.

N'y a-t-il pas des maîtres aussi qui croient que la lecture consiste uniquement à faire comprendre le texte lu? Et pourtant ce n'est là que le moyen, non le but. Une traduction ne fait qu'effleurer les choses· C'est le bateau qui creuse un sillon qui disparaît bientôt sans laisser de trace. Le but, on ne saurait trop le répéter, c'est l'assimilation par l'élève des éléments nouveau que renferme le texte. On a vu dans la première partie de ce travail combien vaste est le but de la lecture. Avec le livre c'est un monde nouveau qui fait invasion dans la classe. Jl s'agit d'en tirer un profit durable. Pour cela il faut que le professeur s'en remette aussi peu que possible à l'improvisation. C'est de sa préparation que dépendent les fruits de la lecture. Jl déterminera d'avance les mots, les tournures et les expressions qu'il expliquera; il les fera noter et apprendre par la classe; il indiquera, au besoin, les mots de la même racine, de la même formation. Jl faut que, la classe terminée, il puisse se rendre ce témoignage: aujourd'hui mes élèves ont enrichi leur intelligence de telles choses, sur lesquelles je puis désormais bâtir.

Le texte a-t-il vraiment été compris? J'ai pour m'en convaincre plusieurs moyens de vérification. Je questionne tantôt celui-ci tantôt celui-là sur les différentes matières fournies par le texte. Je sais bien que ce n'est pas un moyen de première valeur, mais avec des élèves moins avancés, il a son utilité. D'autres fois, je charge deux élèves de préparer une conversation sur telle page déjà étudiée. Avez-vous interprété une fable de La Fontaine, exigez-en un compte rendu fait d'une façon libre.

Mis en présence d'un monde nouveau, d'une nouvelle manière de penser

[1]) Je signale à l'attention des professeurs de français l'édition Lebarq, Oeuvres oratoires de Bossuet que publient en ce moment chez Desclée, Paris, les abbés Ch. Urbain et Lévesque. Elle renferme plusieurs sermons et fragments inédits. C'est une œuvre de tout premier ordre. 3 volumes sur 7 ont paru. (1914—1917).

et de sentir, de manifestations de l'esprit conçues autrement que dans sa propre littérature, l'élève commence à comparer; l'esprit de critique s'éveille en lui. C'est si commode de critiquer et de condamner ce qui se fait autrement que chez soi ou ce qui nous frappe par sa nouveauté. C'est au maître de se montrer encore ici le bon guide de ses élèves. Jl sait parfaitement que la critique est un droit que chacun s'achète en payant un livre, que tout n'est pas pour le mieux en France et en Navarre, mais il a garde d'oublier que la critique en général, le dédain surtout qui provient très souvent de l'ignorance, ne sont pas féconds. Etes-vous bien sûr que telle œuvre littéraire, tel auteur, tel usage méritent sans autre un jugement défavorable qui vous dispense de leur accorder votre attention? Regardez-y d'abord de près. Et enfin si vous vous trouvez en présence d'un phénomène, littéraire ou autre, qui a été ou est encore une déviation, il y a mieux à faire que de le critiquer, c'est de montrer les causes intimes de cette déviation. Une fois que vous les aurez trouvées, vous jugerez mieux la chose, vous serez plus charitable et en faisant toucher du doigt ces causes à votre élève, vous lui rendrez service. Les préjuges n'ont jamais rien valu et ce n'est pas à l'école à les nourrir.

Voilà à peu près comment je m'efforce de tirer profit pour mes élèves de mon heure de lecture. Jl est des lectures qui trouveront qu'il n'y a rien de bien nouveau dans ces longues pages. Je suis de cet avis. Aussi comme je serais reconnaissant envers tout collègue qui voudrait bien prendre la plume, à son tour, et proferre de thesauro suo nova et vetera!

Bücherecke.

Wotke, Dr. Karl, Die von der Studien-Revisions-Hofkommission (1797 bis 1799) vorgeschlagene Revision der österreichischen Gymnasien. (Beiträge zur Oesterr. Erziehungs- und Schulgeschichte. XVIII. Heft.) Carl Fromme, Wien. 1916. Mk. 4.80.

Vorliegende Arbeit behandelt einen wichtigen Abschnitt der Geschichte jener Schulreformbestrebungen, die mit dem Josephinischen Zeitalter in den Oesterreichischen Landen einsetzten. Kaiser Franz bestellte eine Kommission, die unter dem Vorsitz des Grafen Rottenhan eine Neuregelung der Schulverhältnisse beraten und in die Wege leiten sollte. Am 17. Januar 1797 hielt diese Kommission ihre erste Sitzung ab, um dann in den folgenden Monaten in einer Reihe von weitern Sitzungen ihr Programm zu entwerfen. Alle Fragen des Schulwesens wurden eingehend besprochen: das Wertverhältnis der alten Sprachen zu den neuen und den Realien, Klassenlehrer- oder Fachlehrersystem, Religionsunterricht, Handhabung der Disziplin, Lehrerbesoldung u. s. w. Als obligate Fächer werden bestimmt: Deutsch, Latein und Griechisch, Geographie, Geschichte, Elementarmathematik, Theorie des Stiles, Elementarphilosophie und Religionsunterricht. Als Freifächer: Französisch, Italienisch und Handzeichnen. Der Muttersprache soll erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden, ihre Pflege soll die Grundlage des Unterrichtes sein. Von den alten Sprachen soll vor allem das Lateinische eifrige Pflege finden. Die Lehrer sollen gute Hochschulbildung erhalten, das Fachlehrersystem ist dem Klassenlehrersystem vorzuziehen, weil dadurch der Unterricht gründlicher wird u. s. w.

Die ganze Arbeit der Kommission blieb jedoch vorläufig Theorie; die kriegerischen Ereignisse der Jahrhundertwende lenkte die Aufmerksamkeit des Kaisers von den Schulfragen ab. Doch zwecklos war sie nicht gewesen, sie wurde zur Grundlage der im Jahre 1806 erfolgten Neugestaltung der Oesterreichischen Gymnasien.

Das Buch enthält auch für uns Schweizer viel Interessantes; abgesehen von dem Kulturbild, das es uns entwirft, kommt darin manche Frage zur Sprache, die in der Gegenwart die Schulmänner unseres Landes beschäftigt.

P. L. H.